England und Italien

von

J. W. von Archenholtz,

vormals Hauptmann in K. Preuß. Diensten.

Vierter Theil.

Bibliothek des Finanz Ministeriums

Carlsruhe,
bey Christian Gottlieb Schmieder.
1787.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Allgemeine Bemerkungen über Italien. Unglücklicher Zustand dessen Bewohner. Staatskunst. Mangel an Patriotismus. Unwissenheit. Nationalhaß. Eitelkeit. Furchtsamkeit. Mangel an Gastfreiheit und Geselligkeit. Herrschende Leidenschaften der Italiener. Religiöse Wohlthätigkeit. Postwesen. Pferde und Maulesel. Italienische Spiele: Pallone; Cuccagna; Bataillenspiele; Wettrennen und Hatzspiele. Zustand der Wissenschaften. Buchhandel. Dichtkunst. Beredsamkeit. S. 1

Zweiter Abschnitt.

Despotische Regierung. Charakter der Venetianer. Charakteristik des Carnevals. Venetianische Messe. Unbedeutendes Arsenal. Marine. Landtruppen. Adel. Aristokratische Verfassung. Senats = Versammlungen. Wahlspiele. Der Doge von Venedig. Erlittene Demüthigung des Senats durch den Grafen Orlow. Gondoliers. Freudenmädchen. Mönche. Marcuskirche. S. 29

Dritter Abschnitt.

Marcusplaz. Politische Gespräche. Kleidung. Frauenzimmer. Palast von St. Marcus. Steinerne Löwen. Insel Rialto. Lagunen. Giocondo. Brücken. Sitten und Denkungsart der Venetianer. Padua. Ehrloser Schuldstein. Vincenza. Olympisches Theater. Bergamo. Brescia. Verona. Schauspiel im Amphitheater dieser Stadt. Staatskunst des venetianischen Senats. S. 55

Vierter Abschnitt.

Mailand. Sitten der Mailänder. Adel. Liebe zum Landleben. Neues Theater. Domkirche. Der heilige Karl Borromeo. Sardinischer Hof. Adel. Charakter der Piemonteser. Flor von Piemont. Staatsverwaltung. Nizza. Militärverfassung des Sardinischen Staats. Truppen-Parallele. Einkünfte des Königs. Parma. Piacenza. Ferrara. Bologna. Seltenheit des Diebstahls in Italien und dessen Ursache. Bolognesischer Adel. Universität. Der Fluß Rubicon. Ancona. Loretto. Heiliges Haus. Religionsschwärmerey einer großen deutschen Fürstin. S. 77

Fünfter Abschnitt.

Florenz. Adel. Staatsverwaltung. Militärverfassung. Marine. Schauspiele. Sprache. Litteratur. National-

tionaleinbildung. Künste. Gallerie. Florentinische Wachsarbeiten und anatomische Präparate. Palast Pitti. Oeffentliche Gebäude. Pisa. Domkirche. Hangender Thurm. Heiliger Gottesacker. Grabmahl des Algarotti. Brücke. Bäder. Universität. Sienna. Livorno. Handel. Projekt zur Erbauung des Tempels zu Jerusalem. Russen in Livorno und deren Betragen. Ungedruckte Anekdote, eine außerordentliche Begebenheit betreffend. Quarantaine. Kaffeehäuser. Besondere Gastfreyheit. S. 105

Sechster Abschnitt.

Genua. Regierung. Charakter der Genueser. Staatsökonomie. Handel. Capitalien. Parallele zwischen Genua und Hamburg. Oekonomie. Sparsamkeit. Wissenschaften und Künste. Werke der Baukunst. Frauenzimmer. Sprache. Große Unwissenheit. Andachtsübungen. Brüderschaften. Feyerlichkeit mit der Asche des heiligen Johannes. Staatsverfassung. Adel. Befreyung von Genua durch den Pöbel 1746. Landtruppen und Marine. Hafen. Sich selbst verkaufende Galeerensklaven. Handelsgeschäfte der genuesischen Edeln. Clifford. Bank von Genua. Commerzbedrückung. St. Remo. Noli. Assembleen. Cicisbeat. Lucca. S. 147

Siebenter Abschnitt.

Rom. Charakter der neuern Römer. Stolz. Priesterreligion. Toleranz. Geselligkeit. Hang zur Politik. Kardinal Bernis und Herzog von Grimaldi. Zankfisch. Messerstiche. Protestanten. Papiergeld. Bettler. Ausstattung armer Mädchen. Frauenzimmersitten. Kirchenbesuche. Ungeheures Pilgerhospital. Collegium der Propaganda. Sanskritta-Sprache. Deutsches Seminarium in Rom. S. 183

Erster

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Erster Abschnitt.

Allgemeine Bemerkungen über Italien. Unglückliecher Zustand dessen Bewohner. Staatskunst. Mangel an Patriotismus. Unwissenheit. Nationalhaß. Eitelkeit. Furchtsamkeit. Mangel an Gastfreiheit und Geselligkeit. Herrschende Leidenschaften der Italiener. Religiöse Wohlthätigkeit. Postwesen. Pferde und Maulesel. Italienische Spiele: Pallone; Cuccagna; Bataillenspiele; Wettrennen und Hatzspiele. Zustand der Wissenschaften. Buchhandel. Dichtkunst. Beredsamkeit.

Kein Land unsers Erdbodens giebt uns einen so auffallenden Beweis, wie sehr die Verschiedenheit der Regierungsformen den Charakter der Völker bestimmt, als Italien. Clima, Religion, Sprache sind hier einerley, und zwar in einem Lande von mäßiger Größe, allein wie groß ist nicht der Unterschied zwischen einem Venetianer und einem Römer, zwischen einem Genueser und Mailänder, zwischen einem Florentiner und Neapolitaner! Diese Verschiedenheit kann dem beobachtenden Reisenden nicht entgehen, allein nur durch einen langen Aufenthalt in diesem Lande kann er das Charakteristische der Bewohner eines jeden Staats

kennen lernen, das größtentheils aus der Art der Regierung und den Gesetzen entspringt. So gewiß ist es, daß die Menschen alle Eindrücke mit oder wider ihren Willen annehmen, die ihre Regenten ihnen geben wollen; eine Wahrheit, die von den mehresten Gesezgebern, welche ihre Allmacht verkannt haben, nicht erwogen worden.

Obgleich Italien viel große Staatsmänner hervorgebracht hat, die über die Regierungskunst tief nachgedacht haben: so sind dadurch die Bewohner dieses Landes doch nicht gebessert worden; vielmehr kann man behaupten, daß sie, trotz ihren prächtigen Palästen, Kirchen, Bildergallerien, und andern Werken der Kunst, zu den unglücklichsten Unterthanen unsers Welttheils gehören: da hier die in allem so sehr unterschiedenen Regierungen doch in diesem einzigen Punkte von jeher stillschweigend übereinkamen, das Volk in Dürftigkeit und Unwissenheit zu erhalten; und wo bis jezt nichts seltener gewesen ist, als weise Gesetze.

Außer den schönen Künsten gehört keine Wissenschaft so ursprünglich in Italien zu Hause, wie die Staatskunst. Die Menge der Staaten dieses Landes so verschiedener Größe, die nicht so wie in Deutschland durch ein allgemeines Band in Einem Staatskörper verbunden waren, machte es nothwendig, daß sich ihre Fürsten zu ihrer Erhaltung

auf

auf Ränke und Verstellungskünste legten, die erst, nachdem sie sich allgemein verbreiteten, da man sie in eine Art von System brachte, und große Staatsmänner sie studirten und ausübten, mit dem Namen Politik beehrt wurden. Nunmehr war es Staatskunst. Die Spanier und Franzosen lernten solche in ihren Kriegen in Italien, und bedienten sich derselben sehr geschickt gegen andere Völker, deren Oberhäupter noch nicht in diesen politischen Mysterien eingeweiht waren. In dem Gefolge dieser Staatskunst aber kamen auch die schönen Künste über die Alpen, die unsere Sitten verfeinerten, unsere Freuden vermehrten, und ganz Europa, dessen Hauptstädte selbst nicht viel besser als große geformte Holzklumpen waren, die im Koth steckten, in wenigen Generationen mit zierlichen steinernen Häusern, prächtigen Kirchen und Pallästen anfüllten. Alles bekam durch diese Künste eine andere Gestalt, deren wohlthätigen Einfluß wir jezt so stark empfinden.

So sehr die alten Italiener sich durch Ehrgeiz und Patriotismus auszeichneten, so sind doch diese Charakterzüge ganz bey den neuern Bewohnern Italiens erloschen; man müßte denn gewisse lächerliche Vorurtheile, die sie von ihrem Vaterlande haben, für jene erhabene Tugend gelten lassen. Die unterdrückende Sklaverey, in der fast alle Provinzen dieses Landes sich befinden, erstickt

natürlich die Keime des Ehrgeizes, der selbst bey den größten italienischen Künstlern selten und durchaus der Geldbegierde untergeordnet ist. Trägheit und Armuth sind die Ursachen der überaus großen Unwissenheit, die hier das Attribut aller Stände ohne Ausnahme ist. Ihre Schulen, Universitäten und Akademien sind eine wahre Satyre auf Gelehrsamkeit, Wissenschaften und Künste. Sie vegetiren immer fort, und sinken eben so sehr zurück, als andere Nationen sich vorwärts arbeiten. Dieser sinkende Zustand ist selbst ihren besten Köpfen unbekannt, da sie keine Kenntniß der neuern Sprachen haben, und nicht reisen. In der That reist von allen großen Nationen Europens keine so wenig als die italienische. In Rücksicht auf die Volksmenge dieses ausgedehnten Landes kann man wohl sagen, daß von den Italienern keine Edelleute, keine Gelehrte, keine Künstler, ja nicht einmal Kaufleute reisen, so sehr diese leztern auch hiedurch ihre Handlungskenntnisse und Verbindungen erweitern könnten. Ihre Maler und Castraten machen nur Passagereisen, um zu ihren Bestimmungsörtern zu gelangen, die sie nach einem vieljährigen Aufenthalt gewöhnlich eben so unwissend wieder verlassen, als ob sie beständig jenseit der Alpen geblieben wären. Die einzigen Reisenden dieses Volks sind die Tabuletkrämer und Hechelträger, welche, nach der neuesten Art, ihre Reisen zu Fuße machen.

Die

Die Italiener lieben ihr Land, ohne Patrioten zu seyn. Die Verschiedenheit der Regierungsformen, der Gesetze und der Staatsvortheile so vieler und so ungleicher Provinzen, ist dem Patriotismus sehr entgegen, und verhindert gewissermaßen die Existenz desselben. Wenn man bedenkt, wie selten der Patriotismus in Deutschland ist, und daß nur dieses einzige Land in Europa mit Italien in Ansehung der zerstückelten Staaten sich in einerley Verfassung befindet, so ist man geneigt, den Mangel dieser fehlenden Tugend bey beiden Völkern aus Einer Quelle herzuleiten. Obgleich die Italiener keine Kriege unter einander führen, so herrscht doch durchgehends unter den benachbarten Staaten Abneigung gegen einander, ja oft Haß und Verachtung, in einem sehr hohen Grade. Die vielen Glieder dieses so unvollkommenen Staatskörpers betrachten sich als so viel abgesonderte Nationen, daher in dieser Lage keine Hoffnung zu einer aufrichtigen Vereinigung ist. Die Genueser und Florentiner, Neapolitaner und Römer hegen einen so außerordentlichen Haß gegen einander, der nie zwischen den Engländern und Franzosen größer gewesen ist. Dieses ist nicht blos der Fall beym Pöbel, sondern Personen von Stande und Erziehung äußern diesen Haß ungescheut, und oft auf eine sehr unanständige Weise.

Die ausschweifende Meynung von der Wichtigkeit ihrer Geburtsörter, die den Italienern al-

ler Provinzen eigen, ist daran schuld; diese verursacht auch, daß ihre Schriftsteller gewöhnlich auf den Titeln ihrer Bücher die Stadt oder das Dorf nennen, wo sie geboren worden, wenn gleich diese Oerter noch so unbedeutend sind: denn sie glauben durch ihre Produkte einen so obscuren Erdhaufen zu verherrlichen.

So abergläubisch auch die Italiener sind, so ist doch die Furcht vor Gespenstern weniger bey ihnen im Gange, als in andern Ländern, woran wohl die Gewohnheit schuld ist, die Todten unbedeckt zu Grabe zu tragen. Dieser in vieler Rücksicht gute Gebrauch vernichtet auch die kindische Furcht vor Leichnamen, und ist ein lehrreiches, in die Sinne fallendes Bild von dem Eitlen im menschlichen Leben.

Die Furchtsamkeit vor lebendigen Menschen gehört sonst zu dem Charakter der neuern Italiener; daher ihre hinterlistigen Nachstellungen, ihre Dolchstiche, und ihre Abneigung gegen Kriegsdienste. Kein Land in Europa ist besser gegen Feinde gesichert, und doch ist keines öfter, und beständig mit gutem Erfolg, angefallen worden. Nichts ist auch noch bis auf den heutigen Tag unbedeutender, als die Kriegsmacht aller italienischen Staaten, wobey ich allein die Truppen in den kaiserlichen

serlichen Provinzen ausnehme. Ich werde hievon an seinem Orte weiter reden, und ein altes in Deutschland herrschendes Vorurtheil wegen der sardinischen Truppen zu widerlegen suchen.

Nirgends ist die Gastfreyheit weniger üblich wie in Italien. Die geringe Geselligkeit der Nation, ihr großer Hang zur Sparsamkeit, oder vielmehr zum Geize bey einem jeden Aufwande, der nicht allgemein in die Augen fällt, macht, daß sie diese Tugend, so wie viele andre, nicht ausüben. Sind sie Ehrenhalber verpflichtet, einem Fremden Höflichkeiten zu erweisen, oder haben sie in Betracht seiner politische Absichten, so glauben sie durch die Einladung auf eine Tasse Chokolade ihm den überzeugendsten Beweis ihrer Achtung zu geben. Von Thee= und Kaffeegesellschaften, der großen und angenehmen Resource in so vielen andern Ländern, wissen sie ganz und gar nichts; denn selbst die am besten eingerichteten Familien lassen ihren Kaffee Tassenweise aus den Kaffeehäusern holen, und zwar als ein Bedürfniß, das man den Augenblick stillet, wobey also keine Conversation Statt finden kann. Ja sollte man es wohl glauben, daß in ganz Italien auch nicht ein einziger Garten ist, wo Menschen zusammenkommen, sich zu unterhalten und auf eine unschuldige Weise zu belustigen? Keine Societäten, keine Clubs, keine Gesellschaftsbälle und Pickeniks, kurz nichts

von allen den geselligen Vergnügungen ist in diesem ganzen Lande bekannt, welche in Deutschland, England, und so vielen andern Ländern eine unversiegende Quelle unzähliger Annehmlichkeiten sind. Den Menschen bedaure ich, den Künste und Clima, so viele Reize sie auch mit Recht haben, für solche Mängel schadlos halten können.

Es ist nicht zu läugnen, daß man vortrefliche Menschen von Geist und Herz unter den Italienern findet, sie sind aber sehr selten, da bey ihnen der Mangel an Kenntnissen so groß, und die Ausbildung ihrer Geistesfähigkeiten so ungewöhnlich ist; überdem werden sie von zwey mächtigen Leidenschaften beherrscht, die den Bewohnern warmer Regionen so eigen sind: Liebe nämlich und Rache. So natürlich es auch wäre, die leztere Leidenschaft mit ihren für die Menschheit schädlichen Folgen auf den Kanzeln aus allen Kräften zu bekämpfen, so hört man doch über ein solches Thema höchst selten predigen, denn die Wunder der Heiligen sind ja weit erheblichere Gegenstände, und lassen zu moralischen Lehren keine Zeit übrig.

Der Geist der katholischen Religion erzeugt jedoch eine Tugend, die in Italien sehr sichtbar ist. Die Nächstenliebe wird hier im hohen Grade ausgeübt, und hierin kann sich keine Nation in Europa, als die Engländer, mit den Italienern messen.

sen. Bey den erstern aber ist es blos Philantropie, dahingegen es bey den leztern Religionsvorschrift ist, und das Fegefeuer dabey mit in Anschlag kommt. Man findet in Italien keine Stadt von irgend einer Bedeutung, wo nicht mehrere Hospitäler wären: in den großen Städten aber vorzüglich trifft man deren in Menge an, die zum Theil von sehr geräumigem Umfange sind. Von den Mädchenhospitälern in Venedig und dem ungeheuern Pilgerhospitale in Rom werde ich weiterhin reden. Leztere Stadt besonders ist der Hauptsitz der Wohlthätigkeit in Italien. Man rechnet, daß alle in ganz Wälschland residirende Kardinäle, zusammen genommen, nicht den dritten Theil der Einkünfte haben, welche die Hospitäler in Rom besitzen. Die Gesetze dieser Institute sind ganz auf Großmuth und Menschenliebe gegründet; denn Personen ohne Unterschied der Nation und Religion werden hier aufgenommen, und zwar ohne ihnen erst Certificate von Geistlichen oder angesehenen Personen abzufodern, wie in manchen Ländern gebräuchlich ist. Die Juden allein sind von dieser Nächstenliebe ausgeschlossen, da sie in den Städten, wo sie geduldet werden, die Obliegenheit haben, für ihre Armen und Kranken zu sorgen, sie mögen einheimisch oder Ausländer seyn. Ist zufälligerweise kein Raum im Hospital vorhanden, so wird der Kranke an dem Orte seines Aufenthalts von den Aerzten besucht, und mit Arzneymitteln

mitteln unentgeldlich versehn. Man muß einräumen, daß solche Religionsgrundsätze sehr lobenswerth sind, welche die leidende Menschheit so ernstlich unterstützen, und die Reichen dahin vermögen, ihren Ueberfluß mit den Armen zu theilen.

Das Postwesen ist in Italien noch in der Kindheit. Man findet hier keine Postkutschen, keine Diligencen, und überhaupt keine Fuhrwerke, auf welchen man, unter der Autorität von Landesregenten, Sachen von Werthe sicher und mit Ordnung versenden kann; ja nicht einmal Frachtwagen, die aus einer Provinz in die andre fahren. Dagegen sind in den größten Städten Italiens, zur Beförderung der Briefe, eine Anzahl Postämter verschiedener Souveräne. In Rom hat man deren so viele, als Beherrscher, groß und klein, in Italien gezählt werden, woraus denn natürlich große Unordnungen entstehen. Dieser Mangel an Postfuhrwerken erschwert die Communication der verschiedenen Provinzen und ihrer Bewohner, daher verhältnißweise überaus wenig Italiener die nächstgelegenen Districte besuchen, und es ihnen noch weniger einkommt, nach fremden Ländern jenseit der Alpen zu reisen, es sey denn, daß ein Kunsttalent oder Projecte, das Glück zu suchen, sie dahin führen. Ausländer, die mit Oekonomie in Italien reisen wollen, miethen einen Vetturino, der Führer einer be-

deckten

deckten Chaise mit zwey Rädern ist, und sechs bis sieben deutsche Meilen den Tag fährt. Diese Gattung Menschen nebst ihren Fuhrwerken findet man in allen großen Städten, und man verdingt mit ihnen zugleich die Zehrungskosten. Wenn jemand dieß unterläßt, so kann er versichert seyn, auf der ganzen Route die Kosten für den Fuhrmann und auch für seine Pferde zu bezahlen. Um die Bewirthung erträglich und den Führer gefällig zu machen, wird ihm außer dem bedungenen Preise am Ende der Reise ein Trinkgeld versprochen, das nach seinem Betragen vermehrt oder verringert wird.

Zu der den Italienern eigenen Trägheit, die fast alle ihre öffentlichen Anstalten bezeichnet, und auch hier die Einwohner an ihre Geburtsörter gleichsam ankettet, kommt noch der Mangel an Pferden, der, außer Neapel, in ganz Italien herrscht; selbst zum Ackerbau werden sie selten gebraucht, da man Ochsen vor den Pflug spannt: sonst thun den Italienern die Maulesel zum Transport die nützlichsten Dienste. Eine Gattung Thiere, die den Mauleseln sehr ähnlich und kaum von ihnen zu unterscheiden sind, werden Gimerro genannt. Ein solches Thier wird entweder von einem Hengst und einer Kuh, oder von einem Stier und einer Stute, oder auch von einem Esel und einer Kuh erzeugt, und ist vorzüglich in den gebirgigen Gegenden von großem Nutzen.

Da die Italiener alles was nur Spiel heißt lieben, so sind sie auch unerschöpflich an Erfindungen, sich auf mannichfaltige Art zu ergötzen. Diejenigen Gattungen von Vergnügungen aber, die heftige Leibesbewegungen erfodern, werden blos den niedern Volksklassen überlassen. Hierunter gehört eine Art von Ballspiel, wo ein großer lederner mit Luft angefüllter Ball von zwölf Personen umhergeschlagen wird. Dieses Spiel heißt Pallone und ist in ganz Italien üblich. Es wird um ansehnliche Summen gespielt, und die Ballspieler werden dazu bisweilen von entlegenen Orten her eingeladen. Die Toscaner haben ein diesem ähnliches Ballspiel, das sie Calcio nennen, allein nicht von zwölf Personen, sondern von zahlreichen Partien gespielt wird.

Die sogenannte Cuccagna, deren es mancherley Arten giebt, ist großentheils nur in der Lombardey, in Toscana und in Neapel üblich. Man errichtet hohe abgeschälte Bäume, deren Gipfel mit Kleidungsstücken und Eßwaaren behangen sind, die derjenige zum Preis erhält, der heran klimmt. Um die Schwierigkeit dieses Klimmens zu vermehren, wird der Baum oft noch mit Seife beschmiert. Das beständige jähe Herunterrutschen der Emporstrebenden erregt das Gelächter der Zuschauer, und bestimmt eigentlich die Ergötzlichkeit. Bey einer andern Art von Cuccagna wird ein

ein Seil hoch aufgespannt, und an demselben eben dergleichen Artikel zur Nahrung, ja ganze Schafe, Hühner, Enten u. s. w. befestigt, die der Pöbel sich bemüht springend herunter zu reißen.

Ich habe in Florenz auch ein Wettrennen mit Wagen gesehn, das aber so überaus einfach und unbedeutend war, daß man es eher für eine Satyre auf den altrömischen Gebrauch hätte halten können. Es waren gemeine in Lumpen gekleidete Kerls, die auf Bauerwagen standen, und so die davor gespannten Pferde antrieben; kurz, man sahe nichts mehr und nichts weniger, als was man in den kleinsten Städten alle Markttage sieht: Bauern, die ledig auf ihren Karren zurück fahren, und ungewöhnliche Eile zeigen. Nie habe ich als Volkslustbarkeit etwas so armseliges gesehn, als dieses Schauspiel auf dem großen Platze in Florenz.

In Piemont spannen die Bauern bey ihren Wettrennen vor ihre Karren Ochsen, die sie vorher durch Wein berauschen, und sie sodann mit Lebensgefahr antreiben; denn nicht selten werden die Karren umgestürzt, und die Führer brechen den Hals, oder werden zu Krüppeln gemacht.

Noch vor kurzem waren in Nord=Italien die Bataillenspiele im Schwange, vorzüglich in Turin

und Pisa; in ersterer Stadt geschahen diese Treffen an den Feyertagen, außerhalb den Stadtmauern am Ufer des Po. Eine Menge der Einwohner vertheilten sich in Parteyen, und schleuderten Steine auf einander. Man kämpfte so wütend, daß zahlreiche Unglücksfälle die Folge davon waren. Den Gefangenen wurden auf der Stelle die Haare abgeschoren. Der vorige König von Sardinien machte dieser sogenannten Battajola auf immer ein Ende. Ein gleiches geschah vom jetzigen Großherzoge von Toscana mit dem Bataillenspiele auf der Brücke in Pisa; wo man alle Jahre an einem gewissen Tage eine Stunde lang wie rasend mit einander kämpfte, um von einer Brücke, die über den Arno geht, Besitz zu nehmen. Die Streiter waren hier geharnischt, und ihre Köpfe mit Helmen bedeckt; die Waffen bestanden in starken Keulen, womit sie unbarmherzig auf einander losschlugen, und Unheil genug anrichteten. Ihre Anführer waren Cavaliers von den vornehmsten Familien, die lange vor dem Kampftage mit Fahnen und Musik pompös durch die Stadt zogen, um Streiter für ihre Parteyen anzuwerben. Hiedurch wurde der Familienhaß vieler Häuser gepflanzt und genährt, und eine Gährung unter allen Volksklassen veranlaßt, die einem bürgerlichen Kriege nicht unähnlich war.

In einigen Provinzen Italiens, z. B. in der anconischen Mark, sind Hatzspiele gewöhnlich, da

man

man corsicanische Hunde auf Stiere los läßt; die Zuschauer, so wie in Wien, sitzen in einem Amphitheater, und sehen gelassen diesen feinen Schauspielen zu.

Von den Wettrennen der Pferde, die nicht wie in England mit Reitern, sondern ohne Reiter laufen, werde ich bey Gelegenheit des römischen Carnevals reden; so wie von der Regatta, oder dem Wettrennen in Böten in dem Artikel von Venedig, und an vielen Stellen von den religiösen Schauspielen, womit man in Italien vorzüglich das Volk zu unterhalten sucht.

Es ist unstreitig, daß die Italiener in den Künsten unsere Lehrmeister gewesen sind; allein in Ansehung der Wissenschaften kann man dieses nur mit vieler Einschränkung behaupten, da es bekannt ist, daß sie in manchen Zweigen der Litteratur nie einigen Fortschritt gemacht haben. Selbst zur Zeit ihres höchsten Flors war der Abstand zwischen ihrer damaligen Litteratur und der neuern englischen, französischen und deutschen außerordentlich. Wer wird wohl einen Guicciardini und Machiavell als Geschichtschreiber mit einem Robertson, Hume, Gibbon und Raynal vergleichen? Nie ward von ihren Schriftstellern ein Versuch gemacht, die Philosophie populär vorzutragen; ein Gegenstand, worüber wir so viele vortrefliche Werke haben.

So unvollkommen indessen auch der Zustand ihrer wissenschaftlichen Kenntnisse selbst in ihrer glänzendsten Epoche war, so dauerte doch auch dieser nicht lange, ohne noch unvollkommener zu werden. Im vorigen Jahrhunderte fing mit den Künsten auch die Litteratur an in Verfall zu gerathen. Man vernachlässigte ganz das Studium der classischen Werke, und bekümmerte sich gar nicht um benachbarte Völker; auf diese Art breitete sich nach und nach die Unwissenheit aus, welche dieses schöne Land im achtzehnten Jahrhundert in die Barbarey des mittlern Zeitalters zurückgesezt hat. Die Mathematik und einige Theile der Naturkunde sind die einzigen Wissenschaften, die noch jezt mit einigem Erfolge cultivirt werden. Prosaische Werke, wo Unterricht und Vergnügen verbunden werden; ferner solche, welche die Philosophie des Lebens lehren; sinnreiche Untersuchungen über interessante Gegenstände der Vorwelt, u. s. w.: Bücher, woran die drey aufgeklärtesten Nationen in Europa so reich sind, würde man hier vergebens suchen; sie würden auch nicht gelesen werden. Das ganze Schriftstellerwesen ist in Italien noch in der Kindheit. Es giebt keinen reichen Buchhändler im ganzen Lande, wohl aber einige reiche Buchdrucker und Papiermüller, die nebenher eine Art von Buchhandel treiben; denn kein wahrer Handel mit Büchern existirt hier eigentlich gar nicht, weil die Geschäfte dieser Gattung

tung zu unbedeutend sind, um als ein Handelszweig betrachtet zu werden. Die größten Städte haben zwar Buchkrämer, allein deren Gewerbe erstreckt sich selten außer den Mauern ihrer Wohnstädte. Wie wenig solche Leute Schriftsteller durch baare Vortheile aufmuntern können, ist leicht zu errathen. Das Honorar für einen Bogen ist gewöhnlich nach deutschem Gelde Ein Gulden, und dieses nicht etwa in Calabrien, sondern selbst in Florenz, von welcher Stadt man sich überhaupt in Deutschland seltsame Vorstellungen macht.

Das Frauenzimmer, das so viel beyträgt, die Sitten der Männer sanft zu machen und zu bilden, kann in Italien wegen mancherley lächerlichen Vorurtheilen, die sich auf Anstand beziehn, wenig auf das männliche Geschlecht wirken; zudem werden sehr viele in Klöstern erzogen, wo sie einen so reichlichen Vorrath von Aberglauben einsammeln, daß sie damit ihr ganzes Leben auskommen können.

Obgleich die Italiener gern von Politik schwatzen, und an allen europäischen Staatsbegebenheiten Theil nehmen, so ist doch, wenn ich Machiavells Werk ausnehme, nie etwas vorzügliches über diesen Gegenstand von ihnen geschrieben worden. Auch Uebersetzungen werden wenig ge-

macht, weil man gar nicht liest. Die Reisen um die Welt, die vor wenig Jahren in ganz Europa so gewaltiges Aufsehn erregten, und die man nicht las, sondern verschlang, sind diesem unwissenden Volke noch bis auf den heutigen Tag ganz unbekannt. Dieses ist der Fall in den besten Gesellschaften, bey Staatsmännern und sogenannten Gelehrten, denen der ehrwürdige Name Cooke nie zu Ohren gekommen ist*).

Die großen Dichter, die Italien in neuern Zeiten hervorgebracht hat, deren Namen ihre ausgearteten Nachkommen beständig im Munde führen, können durch ihre vortreflichen Werke kein poetisches Feuer bey den heutigen Dichterlingen anzünden, deren ganze Kunst sich auf Sonnette einschränkt, da sie den Gedanken eines großen Gedichts kaum fassen können.

Ihre Beredsamkeit ist eben so wenig achtungswerth. Falsche Bilder, unpassende Gleichnisse, ein übelgeordneter Vortrag u. s. w. begleitet mit den heftigsten Gesticulationen und Grimassen, wie wir sie in Deutschland bey ihren Singpossenspielen sehen, so ist ihre Beredsamkeit auf der Kan-

*) Dies war noch der Fall 1780. Seitdem hat man angefangen Auszüge aus den Reisen dieses berühmten Seemanns zu machen, und sie ins Italienische zu übertragen.

zel und vor den Tribunälen beschaffen. Der Redner nimmt allerhand Stellungen an, verzerrt das Gesicht und geberdet sich überhaupt so poßirlich, daß ein davon unbenachrichtigter Fremder einen Unsinnigen vor sich zu sehn glaubt. Indessen wirkt diese Heftigkeit bey den italienischen Zuhörern, die dergleichen durchaus verlangen; sie hält ihre Aufmerksamkeit gespannt, welche bey dem sanften herzrührenden Vortrage eines Zollikofers erschlaffen würde.

So viel von der Nation überhaupt. Ich werde in der Folge das Charakteristische eines jeden Staats näher bestimmen.

Zweiter Abschnitt.

Von Venedig.

Despotische Regierung. Charakter der Venetianer. Charakteristik des Carnevals. Venetianische Messe. Unbedeutendes Arsenal. Marine. Landtruppen. Adel. Aristokratische Verfassung. Senats = Versammlungen. Wahlspiele. Der Doge von Venedig. Erlittene Demüthigung des Senats durch den Grafen Orlow. Gondoliers. Freudenmädchen. Mönche. Marcuskirche.

Der Einwohner der Stadt Venedig wähnt in einem Freystaate zu leben, und spricht mit Abscheu vom Despotismus monarchischer Staaten; indessen wird er selbst mit einem eisernen Zepter regiert, den er noch viel mehr fühlen würde, wenn nicht die Regierung Sorge trüge, ihn durch Lustbarkeiten zu zerstreuen, die, obgleich sie dem Staate durch den Zufluß der Reisenden große Vortheile gewähren, dennoch vorzüglich die Beschäftigung des Volks zum Gegenstande haben. Ohne diese so nöthige Zerstreuung würde der Venetianer, ungeachtet seiner aufgeweckten Gemüthsart, ernsthaft wie der Engländer seyn. Er ist zurückhaltend, sobald von einer andern Materie als von diesen Vergnügungen die Rede ist. Die Furcht

vor

vor der Staatsinquisition und ihren Spionen hält seine Zunge in Fesseln. Dieses fürchterliche Tribunal, das ohne Untersuchung verdammt, ist indessen zur Erhaltung der aristokratischen Macht unentbehrlich, und schützt zugleich den Bürger gegen die zu großen Gewaltthätigkeiten der Edlen. Gegen Fremde aber hat die Strenge dieses Gerichts gegenwärtig sehr nachgelassen. Man begnügt sich, ihre Indiscretion mit Landesverweisung zu bestrafen. Sie werden des Nachts arretirt, und ohne weiteres Verhör von Sbirren über die Gränze gebracht. Bey dem großen Verfall des venetianischen Handels sind die Besuche der Fremden der größte Nahrungszweig der Nation; es waren daher mildernde Maximen sehr nöthig, um sie nicht von einem Lande entfernt zu halten, welches sie schlechterdings nicht entbehren kann.

Einen Venetianer glücklich zu machen, werden nach dem Sprüchworte drey Dinge erfodert: La mattina una messeta, l'apodisnar une basseta, e la sera una donneta; (des Morgens eine kurze Messe, nach Mittag ein Hazardspielchen, und des Abends ein niedliches Mädchen.) Dieß sind wirklich die Außenlinien des venetianischen Charakters, denn in keinem Lande in der Welt werden die Kartenspiele so leidenschaftlich geliebt wie hier, wobey jedoch die Kirchengebräuche nicht vergessen werden, um den Charakter als katholische Christen

zu behaupten, worauf die Venetianer, trotz ihren vielen Streitigkeiten mit den Päbsten, stolz sind. Sie zeigen eine gewisse Gutherzigkeit in ihren Reden und Handlungen, die den andern Italienern nicht eigen ist; daher auch ihre Provinzialsprache voll liebreicher Wörter und Redensarten ist. Diese Gutherzigkeit affectiren zwar auch die Edelleute unter einander, allein das Streben aller dieser Aristokraten nach Macht und Ansehn, erstickt bey ihnen die Keime der Bonhomie, und stählt ihre Herzen gegen die sanften Empfindungen der Menschenliebe.

Im Jahre 1774 wurden vom Senat alle Hazardspiele verboten. Der Ruin vieler edlen Familien, die durch diese Sucht in die äußerste Armuth waren gestürzt worden, machte dieses Verbot nothwendig. Da indessen in dem darauf folgenden Carneval Venedig wenig besucht ward, so wurde man dadurch so sehr beunruhigt, daß die Widerrufung des Spielgesetzes im großen Rathe in Vorschlag gebracht wurde; und nur durch eine Mehrheit von zwey Stimmen ward das Gesetz bestätigt. Der Kaiser kam im folgenden Jahre 1775 nach Venedig, um die berühmte Messe zu sehen. Da dieß nun eine erstaunliche Menge von Fremden dahin zog, und man die Lustbarkeiten vermehrte, überdem auch das Spiel in allen Provinzen Italiens verboten ward; so trat dieses berühm-

rühmte Carneval wieder in seine alten Rechte, von Fremden vorzüglich besucht zu werden.

So sehr es indessen Menschen aus allen Ländern hinlockt, und so sehr es auch gerühmt, citirt und besungen ist, so hat doch noch kein Reisender es kaltblütig analysirt, um denjenigen, die es nicht gesehn haben, das Charakteristische desselben begreiflich zu machen. Eine Beschreibung obenhin, wie man sie gewöhnlich liest, oder eine Lobrede in allgemeinen Ausdrücken, ist hiezu nicht hinreichend. Mit Gefahr also (da es um Wahrheit zu thun ist), für einen schwermüthigen Beobachter gehalten zu werden, will ich hier keine langweilige Erzählung, sondern das Auszeichnende dieses berühmten Carnevals anzeigen, und es sinnlich darzustellen suchen.

Die Lustbarkeiten sind: 1) Schauspiele, 2) Redouten, 3) die Vergnügungen des Marcusplatzes, wozu denn noch bey Besuchen großer Fürsten zuweilen eine Regatta oder ein Wettrennen in Böten kommt.

Die Schauspiele, die man hier in sieben Theatern sieht, bestehen in ernsthaften und in komischen Opern, in Balletten, Komödien, Farçen und Marionettenspielen. Die drey ersten Gattungen kommen in keine Betrachtung für jemand, der solche Schauspiele an den großen deutschen Höfen, in

London, Paris, ja selbst in Neapel, Rom, Turin und Florenz gesehen hat. Eine Anzahl Sänger, Tänzer und Tonkünstler treten zusammen, und borgen von Juden und Christen, zu zwanzig, dreißig und mehr Prozent Zinsen, das von der Regierung zum Depot festgesezte Geld. Dieses dient zur Entschädigung für die andern von ihnen gedungenen Schauspieler, wenn es übel geht. Dieser Fall ereignet sich nicht selten; denn da man nicht einen einzigen Sänger mehr hat, als nöthig ist, die Rollen zu besetzen, so kann die geringste Heiserkeit der Stimme eines Hauptsängers, oder ein anderer geringer Zufall, die Societät ruiniren, und alle ihre Hofnungen vereiteln. Bey Höfen geschehen in solchen Fällen Abänderungen, man weiß sich zu helfen; allein hier ist dieses nicht möglich. Da der Theater so viele sind, so bleibt dieses unglückliche verlassen, und wenn auch das Uebel durch die Wiederherstellung des Sängers, oder auf andre Art gehoben wird; so ist doch der Credit eines solchen Schauspielhauses für dieses Carneval größtentheils verloren. Bey so bewandten Umständen kann man sich leicht vorstellen, wie sparsam alles eingerichtet ist; wodurch es denn fast unmöglich wird, ein einigermaßen completes Schauspiel, wie man an oben erwähnten Höfen gewöhnlich sieht, darzustellen. Bisweilen sind die musikalischen Rollen sehr gut besezt, allein die Kleider sind elend, und die Auszierungen des

Theaters

Theaters erbärmlich. Wird ein Maler ein Mitglied der Societät, so wird dieser Theil des Schauspiels hervorstechend, und die Decorationen sind prächtig; allein die Sänger können nicht singen, und ihre Tänzer nur springen. Wenn man noch hiezu gewisse Unanständigkeiten rechnet, die nirgends als in den hiesigen Theatern im Gebrauche sind, und die unbequeme Zeit des Schauspiels betrachtet, das erst nach zehn Uhr Abends anfängt; so muß man gestehen, daß diese Theatervergnügungen nicht sehr beneidenswürdig sind. Dieses gilt doppelt von den komischen Singspielen, wo nur der Vorsatz die Zeit zu tödten, oder die Unmöglichkeit sich auf eine andere Art zu zerstreuen, jemand hinführen kann.

Die übrigen dieser Lustbarkeiten verdienen kaum Erwähnung. Gegen eine sogenannte Comedia di Carattere werden zehn Farçen gegeben, wo die unsinnigsten Zoten von Signor Pantalone, Arlechino, Tartaglia u. s. w. extemporirt werden. Die Schauspieler dieser Rollen werden gut bezahlt, dahingegen die andern nur blos das Nothdürftige erhalten; daher kommt es, daß die beste Truppe in Italien, welches jezt die Sacchische ist, nicht mit der schlechtesten von den stehenden Theatergesellschaften in Deutschland verglichen werden kann. Die heftige Leidenschaft, nicht allein der Venetianer, sondern aller Italiener, für

diese Possenspiele, ist unglaublich. Bey ernsthaften Stücken ist das Haus leer; sobald man sich aber an diesen Lieblingsspielen laben kann, sind Logen und Parterr angefüllt; es herrscht die äusserste Stille, und alles ist Ohr. Dieses erstreckt sich auch auf die Marionettentheater, die nicht etwa blos für den Pöbel sind, denn selbst Damen vom ersten Range stellen sich hier ein.

Die Redouten haben seit Abschaffung der Hazardspiele nichts vorzügliches. In Neapel, Rom, Wien und London sind sie weit glänzender. Die Menge der Fremden kömmt hier in keine Betrachtung; sie vermehren zwar den Zulauf, aber nicht die Pracht solcher Ergötzlichkeiten, die nur von einem reichen und zahlreichen Adel zu erwarten ist.

Die Vergnügungen des Marcusplatzes bestehen theils in den allgemeinen Maskeraden, theils in den Uebungen der Taschenspieler, Gaukler und Ringer. Man muß gestehen, daß diese Leute in ihren Künsten sehr geschickt sind. Unter andern excelliren sie vorzüglich in der halsbrechenden Kunst, eine Pyramide von Menschen zu machen. Sie steigen sechs, auch sieben Mann hoch auf einander. Die Basis besteht aus sechszehn, auch mehrern Leuten, und so geht es nach einer regelmäßigen Vertheilung der Last verhältnißmäßig nach oben zu,

wodenn endlich ein auf dem Kopfe stehender Knabe die Spitze der Pyramide formirt. Diese Gaukler-übung, die man außer Venedig fast gar nicht sieht, war nach dem Claudian schon den alten Römern bekannt, und zwar machte man es damals genau auf eben diese Weise.

Die sonderbare Lage von Venedig zwingt jedermann, der sich eine Leibesbewegung machen will, seine Zuflucht zum Marcusplatze zu nehmen; er müßte denn Lust haben, sich in den äußerst engen und stinkenden Gassen herumstoßen zu lassen. Da dieses also das allgemeine Rendezvous zu allen Zeiten des Tages ist, und die Vornehmsten sowohl als der niedrigste Pöbel sich dieses Spatzierganges bedienen müssen, so ist die natürliche Folge, daß dieser in der That prächtige Plaz den Fremden in kurzer Zeit als der ennuyanteste Fleck des Erdbodens vorkommen muß. Die ungeheure Anzahl Menschen, die in der Carnevalszeit in diesem kleinen Bezirk beständig versammelt sind, verursacht ein solches Gedränge, daß man oft unfähig gemacht wird sich umzusehen, viel weniger die Gegenstände genau zu betrachten. Das entsezliche Gewühl und Getöse der Menge raubt alle Besonnenheit. Glücklich, wenn man noch einen der vor den Kaffeehäusern stehenden Stühle erwischen kann, um Odem zu schöpfen. Wenn man sich nun diese ermüdende Einförmigkeit und die ausnehmende Unbequem-

bequemlichkeit vorstellt, die das Loos dieses Platzes ist, so muß man gestehen, daß das Vergnügen, welches der Anblick einer zahllosen Menge Maßken gewährt, wovon noch ein großer Theil in venetianischen Dominos, und also uniform gekleidet ist, nichts sehr anziehendes haben kann. Aus dieser Skitze kann man schließen, wie wenig dieses berühmte Carneval seinem Ruhme entspricht.

Die venetianische Messe, die gewöhnlich am Himmelfahrtstage anfängt, und vierzehn Tage dauert, ist auch eine Art von Carneval; allein mit dem Unterschiede, daß keine Charaktermasken, sondern blos venetianische Dominos zu tragen erlaubt sind. Diese Messe würde nicht sehr besucht werden, besonders da sie in der schönsten Jahreszeit gehalten wird, wo die Landlust am angenehmsten, und Venedig der unangenehmste Aufenthalt von der Welt ist; allein durch eine kluge Politik hat man die prachtvolle Ceremonie der Vermählung des Doge mit dem adriatischen Meere damit verbunden, die, außer den Fremden von entlegenen Ländern, alle müssige Leute von der Terra ferma dahin zieht, um als Hochzeitgäste die Trauung anzusehn, und sollten sie auch nur einige Tage daselbst bleiben.

Im Jahre 1775 war die Anzahl der Angekommenen den Tag vor dem Himmelfahrtstage 42480, ohne

ohne die vorhergehenden Tage zu rechnen. Da die Fahrt wegen der Sicherheit blos bey schönem Wetter geschieht (bey schlechter Witterung wird sie aufgeschoben); so läßt sich in der That kein herrlicherer Anblick denken, als dieses Schauspiel. Die Kriegsschiffe, aus dem Arsenal gezogen, mit Wimpeln und Flaggen geziert, formiren eine Linie, und begrüßen mit Kanonen und Musik den Buccentaur, indem er von vielen tausend Gondeln begleitet vorüber fährt, bis sie von denen am Meere liegenden Kastelen mit Kanonen- und Musketenfeuer abgelöst werden. Der Kaiser sah im vorbemeldeten Jahre dieser Feyerlichkeit in einer schlechten Gondel zu. Er hatte alle Ehrenbezeigungen und Feste verbeten; indessen ward doch auf dem grossen Kanal, an welchem er in einem Gasthofe logirte, eine Regatta gehalten.

Diese von den Venetianern so ausgeschriene Lustbarkeit ist die unbedeutendste Sache von der Welt. Blos die Zuschauer, welche die Häuser und Ufer des Kanals anfüllen, und die aus den Fenstern hangende Tapeten, nebst einigen dem Adel gehörigen schön geschmückten Fahrzeugen, welche den Kanal auf und nieder fahren, machen einen sehenswürdigen Anblick. Die Sache selbst ist ein Wettrennen in gemeinen Böten, worin sich blos Ein Mensch befindet, der seine Kräfte anstrengt, sein Boot vorwärts zu bringen. Beym

Aus-

Auslaufen waren damals zwanzig Böte, wovon aber die mehresten bald zurück blieben, so daß bey der Brücke von Rialto sich nur noch fünfe befanden. Dieses nannten die Venetianer, die eben so große Gasconier wie die an der Garonne sind: La famosissima Regatta. Die drey ersten, welche das Ziel erreichen, erhalten Preise, die alle zusammen nicht über hundert Zechinen betragen. Dieses und die Verzierungen des Marcusplatzes, woselbst die vorher abgesonderten Buden vereinigt, bedeckt, und mit Lampen versehen wurden, war aller Aufwand, den die Republik bey dieser ausserordentlichen Gelegenheit machte. Die besagte Verzierung kostete fünfhundert Zechinen; indessen war sie nicht allein für diese, sondern auch für alle künftigen Messen. So ökonomisch weiß diese Regierung zu verfahren, und zwar zu einer Zeit, wo alle Zeitungen, ja selbst ihre eigenen, mit vorläufigen Nachrichten von außerordentlichen und nie gesehenen Festen angefüllt waren.

Man ist gewohnt mit Bewunderung von dem Arsenal in Venedig zu reden, und der Reisende sieht es für den ersten Gegenstand der Neugier in dieser Stadt an, da doch der unbefangene Beobachter hier nichts sieht, was nicht in andern Ländern ohne allen Vergleich besser wäre. Die Ursache dieser Illusion ist nicht schwer zu finden. Lage von Venedig macht es nothwendig, einen

nen einzigen Plaz zu den Arbeiten und Bedürfnissen des Krieges zu bestimmen. Dieser Plaz, mit einer Mauer umgeben, heißt das Arsenal. Man findet darin, außer dem nöthigen Kriegsvorrath aller Art, die der Republik gehörigen Linienschiffe, Galeassen, Galeeren, Galiotten und andre Kriegsschiffe; ferner eine Stückgießerey, eine Gewehrfabrik, eine Salpetersiederey, Manufakturen von Segeltuch, von Schiffstauen u. s. w. Kurz, alles was zum Kriege zu Wasser und zu Lande gehört, und an andern Orten zerstreut ist, trifft man hier vereinigt an. Wenn man nun alle Werkstätte dieser Arbeitsleute, die Garnisonskasernen, die Admiralitätswerfte, wo die Schiffe gebaut und ausgebessert werden, die Schiffszimmerleute und Soldaten dazu nimmt, welche alle in diesem Bezirk wohnen, so kann man sich vorstellen, wie dieses ungeheure Ganze die Augen blendet; obgleich es nichts enthält, was man nicht alles in weit größern Verhältnissen, aber zerstreut, ich will nicht sagen in Portsmouth, Chatham und Brest, sondern selbst in Kopenhagen findet. Indessen muß man eine Methode in diesem Arsenal rühmen, die, so einleuchtend auch der Nutzen ist, doch nirgends nachgeahmt wird. Dieses ist, die abgetakelten Kriegsschiffe zu bedecken, um sie gegen die Witterung zu schützen. Das Alter und die fortdauernde gute Beschaffenheit vieler dieser venetianischen Kriegsschiffe, beweisen unleugbar

die

die Nutzbarkeit dieses Mittels. Einer meiner Freunde empfahl es vor dem amerikanischen Kriege dem berüchtigten Lord Sandwich, damaligen Präsidenten der englischen Admiralität; allein dieser Minister hatte bey dem häufigen Bau neuer Schiffe Privatvortheile, die denn natürlich den Vortheilen des Staats von ihm vorgezogen wurden, daher man weit entfernt war auf solche Vorschläge zu achten. — Der hier befindliche Kriegsvorrath ist mehr fürs Auge als zum Gebrauch; denn die zahllose Menge der Gewehre, Schwerter u. s. w. wenn sie auch nicht größtentheils vom Roste gefressen wären, sind doch heutzutage ganz und gar unnütze, und eben so unbrauchbar als die vielen Rüstungen des mittlern Zeitalters, die hier paradiren. Dieser vereinigte Plunder macht auf den gemeinen Reisenden Eindruck, und er stimmt mit in das Echo, das dieses Arsenal zu einem Wunder erhebt. Es hatte vielleicht im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert nicht seines Gleichen, und verdiente den großen Ruf; allein die Zeiten haben sich sehr geändert, und ich bin versichert, daß nicht ein einziges preußisches Infanterieregiment aus diesem Arsenal jezt bewaffnet, oder eine zahlreiche Flotte, wie sie unsere Zeiten zum Kriege verlangen, aus demselben gehörig ausgerüstet werden könnte. Hiezu kommt die große Unwissenheit ihrer Offiziers im Land- und Seekriege, die durch einen sehr langen Frieden erzeugt worden

ist.

ist. Auch hat die Regierung, unerachtet des obenangeführten Arsenalprunks, die Marine sehr vernachläßigt, die höchstens hinreicht, den venetianischen Handel gegen die Seeräuber zu beschützen und die Raubnester in Furcht zu setzen. *)

Die Seeleute sowohl hier, als auch in allen andern italienischen Staaten, zeigen nicht das Kühne, allen Gefahren Trotzende, das dieser Menschenklasse in den nordlichen Ländern von Europa eigen ist. Bey dem geringsten Sturm fliehen sie gleich zu ihren Rosenkränzen; sie denken mehr ans Beten als ans Arbeiten, und überlassen das Schiff den Wellen; auch essen sie kein Fleisch an Festtagen, sondern machen ein Kreuz davor.

Die Landtruppen sehen eher Banditen als Soldaten ähnlich. Schlecht gekleidet, ohne Ordnung, ohne alle Ehre, sind sie die verworfensten Truppen in Italien, wobey ich nicht einmal die päbstlichen ausnehme. Kein militärischer Zug zeichnet sie aus. Man

*) Dieses Urtheil über die venetianische Marine hat die Escadre des Ritters Emo noch ganz kürzlich bestätigt, die nicht einmal im Stande war, im vorigen Jahre (1786) dem kleinen Raubstaate Tunis Furcht einzujagen. Die Kosten dieser Ausrüstung waren nicht allein ganz fruchtlos, sondern hatten auch die Folge, daß die stolze Republik Venedig vor den Augen aller Völker Europens eine Nationalschande erlitt, und sich gezwungen sah, den Seeräubern einen ansehnlichen Tribut zu bewilligen.

Man kann sagen, daß die kriegerischen Tugenden der Venetianer unter den Ruinen von Candia begraben wurden. Es ist bekannt, daß bey der berühmten Belagerung von Corfu die Offiziers der Besatzung selbst, worunter einige Edle waren, bald nach dem Anfange der Belagerung in den braven General von Schulenburg drangen, die Festung den Türken zu übergeben. Sie wollten lieber Sklaven werden, als sich länger vertheidigen. Es war ein Glück für Venedig, daß Schulenburg, der ehemals wider Karl den XII. mit vielem Ruhme commandirt hatte, nicht auch diesen Sklavensinn besaß, sondern durch seine Tapferkeit diese Vormauer von Italien rettete. Diese bewaffneten Banden gaben noch vor wenig Jahren einen Beweis, wie unwürdig sie den Namen Soldaten führen. Der Kaiser ließ an den Dalmatischen Gränzen einen Pestcordon ziehen. Die dahin beorderten Husaren trafen einige venetianische Infanterieregimenter daselbst an, die in gleicher Absicht dahin geschickt waren, und bey Annäherung der kaiserlichen Truppen sich in Parade stellten. Die Husaren wollten diese Ehre erwiedern, und zogen aufs Commandowort alle auf einmal die Säbel. Diese martialische Bewegung wirkte so stark auf die Venetianer, daß diese ganz in Ordnung gestellte Regimenter, gleichsam als ob es abgeredet gewesen wäre, alle zugleich Reißaus nahmen.

Eine

Eine kleine Anzahl des venetianischen Adels ist reich, die übrigen sind arm, und zum Theil so sehr, daß viele unterm Dache zur Miethe wohnen, ihre Lebensmittel sowohl selbst kaufen als zubereiten, und blos vom Verkauf ihrer Wahlstimme leben, welche der Aermste sowohl als der Reiche im Senat geben kann, und die das vornehmste Prärogativ seines Adels ist. Indessen ist selbst bey den Armen der Hochmuth und die Insolenz außerordentlich. Das Vorrecht, nicht körperlich angetastet zu werden, veranlaßt bisweilen einen solchen Nobile, sich Beleidigungen zu erlauben, die in keinem Lande von Europa ungeahndet bleiben würden. Ein französischer Edelmann stieß im Gedränge des Marcusplatzes einen venetianischen Edlen ein wenig an, der ihn darauf beym Arme nahm und frug: welches Thier er für das plumpste hielte? Der Franzos, bestürzt über dieses Betragen, antwortete: er glaubte, daß es der Elephant wäre. „Nun, Herr Elephant," erwiederte der Edle, „lernen Sie behutsamer gehen, wenn Sie „einem venetianischen Nobile begegnen." Wer bey solchen Gelegenheiten sich als den Beleidigten zeigen wollte, würde sich üble Folgen über den Hals ziehen. Die ältesten Familien der Terraferma, worunter manche alte reichsgräfliche Geschlechter gehören, werden mit gleichem Hochmuthe von diesen Noblen behandelt, die sich, wenn gleich in der größten Dürftigkeit, dennoch den Für-

Fürsten gleich schätzen. Sie verlangen von jedermann den Titel Excellenz, mit dem sie hingegen äußerst sparsam sind; denn wenn sie gleich keinen ganzen Rock anhaben, und Bettlern gleich sehen, so betrachten sie sich doch als eine ganz besondere Menschenklasse, die nicht allein ihren Unterthanen, sondern allen Nationen Ehrfurcht einflößen muß. Diese abgeschmackte Eitelkeit, welche, wenn sie so wie hier mit Unmacht gepaart ist, ins Komische fällt, verursachet, daß die venetianischen Gesandten an den mehresten Höfen ihren Einzug mit großem Pomp halten. So sehr sie auch ihre Schwäche kennen, oder doch kennen sollten, so schämen sie sich doch nicht, durch diese Farçe in den Augen des Pöbels einen Vorzug vor den Gesandten der größten Mächte zu behaupten, und zwar unter dem Vorwande, daß sie als Nobili und Senatoren selbst zur gesezgebenden Macht gehören, und also in mehr als einer Rücksicht Repräsentanten der Republik sind. Ist denn ein englischer Gesandter an fremden Höfen, der Parlamentsglied ist, nicht auch ein Theil der gesezgebenden Macht? Und wie groß ist der Unterschied zwischen Beiden in ihren Verhältnissen und Wirkungskreisen, ja selbst in der Freyheit zu reden und zu handeln! da der aristokratische Tyrann gegen den englischen Senator ein wahrer Sklav ist, dessen Freiheit, Ehre und Leben sich in den Händen von drey Personen befindet, die unter dem Namen der

Staats-

Staatsinquisitoren, weniger nach den Gesetzen als nach ihrer Willkühr, unumschränkt handeln, und nie zur Rechenschaft gezogen werden können. Ich muß indessen gestehen, daß sie sich dieser Gewalt selten bedienen; allein dennoch geschieht es, und zwar autorisirt durch die Grundgesetze der Republik.

Es ist bereits oben gesagt worden, daß dieses Tribunal die Bürger gegen die zu großen Gewaltthätigkeiten der Edlen schützt. In der That ist ein solcher Schutz auch höchst nothwendig. Die armen Nobili würden sich sonst Raub und Mord erlauben. Ich war selbst ein Augenzeuge ihrer despotischen Handlungsart bey einem sonderbaren aber hier gewöhnlichen Vorfalle, der so gewaltig auf mich wirkte, daß ich mich nicht in Venedig, sondern in Marocco zu befinden glaubte. Ein Edler trat in den Laden eines Galanteriehändlers, und frug um den Preis einer Dose. Der Kaufmann, der seinen Mann kannte, foderte zitternd ungefähr den halben Preis. Dieses war aber nicht hinreichend, ihn gegen Schimpfworte zu sichern, er mußte einen Birbo (Schelm) verschlucken, wobey ihm der Edle etwas Geld auf den Tisch warf, die Dose einsteckte und davon ging. Der Kaufmann strich das Geld mit Kränkung ein, das nicht die Hälfte des Werths betrug, und da ich ihm mein Erstaunen über diesen Auftritt zu erkennen

gab, sagte er: „Was können wir thun? Wir „müssen zufrieden seyn, wenn sie es nur nicht noch „ärger machen. Es muß aufs höchste kommen, „ehe wir zum Klagen schreiten, das uns in vieler „Rücksicht äußerst nachtheilig ist.“

Das bekannte strenge Gesez, vermöge welchem kein Edler weder mit einem ausländischen Minister, noch mit jemand der ihm angehört, umgehen darf, das in so vieler Rücksicht abgeschmackt und lächerlich ist, wird von den unterdrückten Bürgern gut benutzt, um bey Privatbällen und andern Familien-Ergötzlichkeiten ihre Tyrannen davon entfernt zu halten. Hiezu ist weiter nichts erfoderlich, als einen Livereybedienten irgend eines Gesandten an der Hausthüre zu haben. Ein solcher Anblick verscheucht die tanzlustigen Senatoren sogleich, die denn, wie der Würgengel in Egypten, vor einem so bezeichneten Hause vorüber gehn. Wird diese Vorsicht unterlassen, so dringen sie sich ein, und spielen gleich den Meister. Viele Kaffeewirthe bedienen sich eines ähnlichen Mittels, um die lästigen Edeln von ihren Kaffeehäusern zu entfernen; sie vermögen nämlich jemand aus dem Hause eines Gesandten, täglich einigemal ihr Kaffeehaus zu besuchen, welches denn unfehlbar die erwünschte Wirkung thut.

Die überhandnehmende Armuth des Adels veranlaßte den Senat 1775, das goldene Buch zu

eröffnen, worein die Namen der neuern Edeln geschrieben werden; ein Mittel, das man schon oft gebraucht hat, den Adel mit reichen Mitgliedern zu rekrutiren, und den Schatz zu vermehren. In dem lezten Türkenkriege war der Preis dieses Adels hunderttausend Dukaten. Viele Kaufleute in Venedig benutzten diese Gelegenheit, und gaben für ihr Diplom diese große Summe mit Freuden. Allein dießmal verfuhr man auf eine andre Art; man verlangte blos Candidaten von dem Adel des festen Landes und kein Geld. Die Bedingungen waren: vier Ahnen, zehntausend venetianische Dukaten Einkünfte, und ein beständiger Aufenthalt in der Stadt Venedig. Diese lezte Bedingung, die wegen der Staatsverfassung unumgänglich nöthig ist, verursachte, daß sehr Wenige an dieser Gnade Antheil nahmen, die bey aller Ehre eine wahre Sklaverey ist; denn kein Edler darf ohne Erlaubniß der Staatsinquisitoren eine Reise außerhalb Landes thun, die selten bewilligt wird, ja er darf nicht einmal seine Gärten und Lusthäuser besuchen, wenn sie von der Stadt Venedig etwas entfernt liegen. Diese Absonderung, die sich auch auf alle Ausländer erstreckt, die Venedig besuchen, wenn diese nämlich mit fremden Ministern umgehen, ist die Quelle ihrer Ignoranz in Ansehung der Gesetze, Sitten, Gebräuche und Cultur andrer Nationen, wie auch der hohen Meynung, die sie von sich und ihrem Staat haben, den sie

für einen der mächtigsten auf Erden halten, und des Dünkels ihre Senatorenwürde, in unserm Zeitalter, der Würde regierender Fürsten gleich zu schätzen. Da es ihnen nicht an natürlichem Verstande fehlt, so erzeugt diese Unwissenheit in Verbindung mit ihrer einfachen, eingeschränkten Lebensweise und ihren verwickelten Staatsgeschäften die sonderbarsten Charaktere, die sich auffallend in Handlungen äußern würden, wenn nicht die eiserne Ruthe der Staatsinquisition über ihren Häuptern schwebte. Man rechnet gegenwärtig die Anzahl aller Edlen, die im Senat erscheinen können, etwas über vierzehnhundert. Glücklicherweise für die Staatsverwaltung versammelt sich dieses Senatorenheer nur selten, weil sonst die Unordnung ohne Gränzen seyn würde.

Da man an gewissen Wahltagen sogar Ausländern erlaubt, den Senats-Versammlungen im Palast von St. Marcus beyzuwohnen, so sind solche Reisende zu sehr geneigt, sich durch die Ordnung und Würde, womit diese Wahlgeschäfte von einer so großen Menge Senatoren behandelt werden, hintergehen zu lassen, so daß sie den hiesigen Senat mit Ehrfurcht betrachten, und gutmüthig genug sind, sich alle seine Versammlungen als diesen ähnlich vorzustellen. Es ist indessen nichts gewisser, als daß bey verschloßnen Thüren diese Würde gar sehr vermißt wird, und Unordnung, niedere Spöt-

tereyen,

tereyen, Zank und Tumult höchst gewöhnlich sind. Es läßt sich auch nicht anders denken; denn es ist kaum möglich, daß eine Anzahl freyer oder sich frey dünkender Menschen, von sehr verschiedenen Leidenschaften beherrscht, in solchen Stunden, wo diese Leidenschaften am meisten wirken, sich alle in den Schranken der Mäßigung halten sollten. Man kann daher füglich den Grundsaz annehmen, daß eine jede republikanische Versammlung, nach Verhältniß der Anzahl ihrer Glieder, mehr oder weniger etwas pöbelartiges mit sich führe. Diejenigen Venetianer und Genueser, denen diese politische Mysterien nicht fremd sind, und Freymüthigkeit genug haben, die Wahrheit zu sagen, gestehen dieses selbst, und die parlamentarischen Transactionen in England und Irland bestätigen es. So sehr auch die höhern Volksklassen in diesen Inseln auf Decorum und Würde in ihren häuslichen Gesprächen und Handlungen halten, so zeigt sich doch der Mensch mit seinen Leidenschaften ohne Larve im Parlament; ja ich getraue mir kühn zu behaupten, daß die Senatsversammlungen in Athen, Sparta und Rom, an die wir mit so viel Ehrfurcht zu denken gewohnt sind, eben auch diese Gebrechen an sich hatten.

Es bedurfte gar keiner großen Weisheit, das Staatsgebäude von Venedig aufzuführen. Der Adel bemächtigte sich der politischen und bürgerli-

chen Gewalt, und hinterließ sie seinen Nachkommen als ein Erbtheil. Keine mittlere abhängige Arten von Gewalt sind hier vorhanden. Der Bürgerstand, das Volk, selbst die in allen andern katholischen Ländern so mächtige Klerisey, ist hier nichts, da der Adel ganz allein sowohl die gesezgebende als die vollziehende Macht in Händen hat.

Die Furcht, der Verdacht, und das Mistrauen, sind die Grundpfeiler der venetianischen Regierung, daher sie auch alle europäischen Monarchen als heimliche Feinde betrachtet, und ihre Minister als gefährliche Menschen scheuet. Nichts ist gewisser, als daß die Angeber sehr aufgemuntert werden. Das Moralische wird dabey ganz aus den Augen gesezt, da die Aufrechthaltung der aristokratischen Tyranney hier die höchste bürgerliche Tugend ist. Wie wenig verdient also eine Regierung Lob, die, um einen guten Bürger zu bilden, ihn vorher zu einem bösen Menschen machen muß!

Noch nie hat wohl ein Volk den Einfall gehabt, drey Bürgern eine unumschränkte Macht über die Freiheit, über Tod und Leben ihrer Mitbürger zu ertheilen. Nur Venedig war es allein vorbehalten, unter dem Titel der Staatsinquisition, ein so sonderbares Tribunal aufzustellen,

dessen

dessen despotische Gewalt in Europa beyspiellos ist. Es ist jederzeit ein Grundsaz aller Freystaaten gewesen, einer kleinen Anzahl Menschen keine gar zu große Macht einzuräumen, denn Machiavell sagt sehr richtig: Wenige werden durch wenige bestochen. Die venetianischen Edlen aber glaubten, daß zur Erhaltung der Aristokratie, und um alle Empörungen mächtiger Familien abzuwenden, durchaus einige Personen bestellt werden müßten, die mit Hintansetzung aller Formalitäten verfahren könnten. Als man vor wenigen Jahren im Senat über die Abschaffung der Staatsinquisitionen berathschlagte, fand man mit Verwunderung, daß ihre Macht nur eine Folge gewisser Verordnungen, allein gar nicht in die Staatsverfassung verwebt war. Nichts war daher leichter, als eine Reforme dieses Misbrauchs; indessen erfolgte das Gegentheil, denn durch ein Senats-Decret wurde die große Autorität der Staatsinquisition nunmehr ein förmliches Gesez.

Die Wahlen der Staatsbedienungen sind eine Art von Glücksrad; wenn der Staat glücklich ist, wird er wohl regiert. Das Herkommen ist hier das vornehmste Gesez, worauf man so hartnäckig hält, wie in unsern Reichsstädten. Man kennt hier die Misbräuche und Mängel der Staatsverwaltung sehr gut, allein die Verjährung macht,

daß

daß man diese gewohnten Uebel erträgt; daher werden auch alle Entwürfe verworfen, die geschickte Männer zur Verbesserung barbarischer Mißbräuche einreichen. Die venetianische Staatspolitik besteht darin, daß man keine Neuerungen macht. Daß ein solches System widersinnig ist, bedarf wohl keiner Beweise; da eine weise Regierung ihre Grundsätze nach den Umständen der Zeit, nach dem Zustande der Cultur des Volks, u. s. w. immer abändern, und dem Geiste des Zeitalters auf allen Stufen nachfolgen muß. Alle europäische Staaten haben ihr politisches und Civil-System abgeändert, nur Venedig allein hat das seinige beybehalten. Es ist lächerlich, wenn die Venetianer dieses als eine Ursache ihrer fortdauernden Staatsexistenz anführen; denn es giebt einen Zustand von Schwachheit, der für Staaten gleichsam ein natürlicher Tod ist, und ihre allmälige Auflösung sichtbar macht. Diese sogenannte Republik befindet sich unstreitig in diesem Falle, und man kann mit Recht sagen, daß Venedig in seinen Lagunen vermodert.

Die Macht eines Doge ist sehr gering, ja selbst sein Einfluß in die Staatsgeschäfte ist höchst unbedeutend; täglich ist er Demüthigungen ausgesezt, die ihm auch theils im Senat, theils von den Staatsinquisitoren nicht selten zugetheilt werden. Sein Todestag ist nicht wie an andern Orten,

ten, wenn Regenten sterben, ein Tag der Traurigkeit, sondern ein Freudentag; man maskirt sich und geht auf den Ball. Die Senatoren legen ihre schwarzen Kleider ab, und erscheinen in rothen; kurz man beträgt sich, als ob die Republik mit jedem neuen Doge ein neues Leben empfinge.

Die Hauptzierde des Doge gleicht einem Horne, das aber nicht das Horn des Ueberflusses ist, denn dieser Regent ist wahrhaft arm, da er zwar von der Republik ernährt, allein gar nicht reichlich versorgt wird. Er ist ein Kostgänger des Staats, dem man das Unentbehrlichste zugesteht, hingegen alle zu seiner hohen Würde gehörige Pracht wird aus seinem Privatvermögen bestritten. Anstatt daß sich alle andre europäische Fürsten durch ihre Regierung bereichern, wird dieser dadurch arm. Nicht wenige haben sich als Doge zu Grunde gerichtet, und viele Familien befinden sich jezt in Dürftigkeit, weil ihre Ahnen auf dem fürstlichen Throne gesessen haben.

Der Verfall des Staats ist bey keiner Nation in Europa so anschaulich, wie in diesem italienischen Staate. Abnahme der Handlung, der Staatseinkünfte, elende Seemacht, noch elendere Landmacht, und wenig politische Achtung von auswärtigen Mächten. An diese Sterblichkeit wurde der Senat noch vor wenigen Jahren auf eine sehr sonderbare Weise erinnert; eine Begebenheit, die, obgleich

obgleich außerordentlich, dennoch in Deutschland gar nicht bekannt geworden, und gewiß als Beytrag zur Geschichte unsrer Tage merkwürdig ist.

Noch nie waren diese Despoten innerhalb ihrer Lagunen gedemüthigt worden; es war dem Grafen Alexis Orlow vorbehalten, es in unsern Tagen zu thun. Da er im Jahre 1772 die russische Flotte im mittelländischen Meere commandirte, that er eine Reise nach Venedig. Er kaufte daselbst viele Munition, Gewehre und andere Bedürfnisse für die Flotte, und warb heimlich Montenegriner und Albaneser an, um auf derselben zu dienen. Dieses Betragen beunruhigte die Republik, die den glücklichen Succeß der russischen Waffen im Archipelago noch als sehr zweifelhaft ansah, und der Pforte keine Ursache zu Klagen geben wollte. Man verlangte daher vom Grafen, daß er ungesäumt Venedig verlassen möchte. Seine Antwort war: er würde abreisen, sobald es ihm gelegen wäre. Er befahl indessen seinen Offiziers, deren er mehr als hundert bey sich hatte, sich zu bewaffnen, um im Nothfall Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Der beleidigte Stolz der Regierung, bey einer solchen unerhörten Widersetzung, ließ jede Gewaltthätigkeit vermuthen. Die Sache wurde im Senat erwogen; da man aber zu viel Bedenklichkeiten hatte, sich durch Macht Gehorsam zu verschaffen, so schritt man zu gelindern Mitteln. Er

ward

ward durch Deputirte im Namen der Republik gebeten, sich mit seinem Gefolge zu entfernen, weil man der strengen Neutralität, die man bey diesem Kriege beschlossen, nicht zuwider handeln wollte. Der Graf antwortete, daß eine Vorstellung und Bitte dieser Art auf ihn vielleicht Eindruck gemacht haben würde, wenn nicht ein Befehl vorhergegangen wäre. Er nähme von Niemanden Befehle an, als von seiner Monarchin, und würde abreisen, wenn es ihm gefiele. Hiebey blieb es, und man fand nicht rathsam, die Sache weiter zu treiben.

In allen großen Städten der Welt ist es ein Hauptgegenstand der Polizey, das gemeine Volk im Zaume zu halten; wo Gerichtsdiener nichts ausrichten, braucht man Soldaten. In Venedig aber ist es ein großer Theil des gemeinen Volks selbst, worauf die Regierung im Fall der Noth ihr ganzes Vertrauen sezt. Die wunderbare Lage der Stadt ist hievon die Ursache; denn sie veranlaßt die Nothwendigkeit, eine ungeheure Menge Bootsleute zu brauchen, welche unter dem Namen der Gondoliers bekannt sind, und eine besondere Klasse von Menschen ausmachen. Man rechnet vierzigtausend derselben in Venedig; eine Anzahl, die fast unglaublich ist, da die ganze Volksmenge der Stadt sich nicht über hundert und funzigtausend Seelen erstreckt.

Man

Man begünstiget diese Gondoliers auf alle Weise, und sieht ihnen ihre Vergehungen nach, auch steht ein großer Theil derselben im Solde des Adels; durch alle diese politischen Maximen ist man dahin gelangt, daß sie dem Senat äußerst ergeben und seine stärksten Stützen sind. Sie rühmen sich große Kenner in Theatersachen zu seyn, und nicht selten hängt das Schicksal eines Stücks von ihrer Entscheidung ab. Sie zeigen viel Witz und sind große Freunde der Poesie, auch wissen sie eine Menge von Versen auswendig herzusagen, die sie besonders des Nachts bey Mondenschein absingen.

Obgleich ein Gondolier Tag und Nacht auf dem Meere fährt, so ist er dennoch unfähig, Matrosendienste zu thun. Seine Talente erstrecken sich nur auf seine Gondel: diese geschickt zu führen, und durch erlaubte und unerlaubte Mittel ein Handlanger verliebter Unternehmungen zu seyn, die ihm gut belohnt werden, weiter gehen seine Wünsche nicht. Diese Leute sind unentbehrlich, wenn man mit Sicherheit verliebten Abentheuern nachgehen will. Ohne ihre Hülfe ist Meuchelmord oft die Folge einer Galanterie. Da sie alle Krümmungen und Winkel der Kanäle und Straßen kennen, so erleichtern sie die Flucht und decken die Retraite im Nothfall. Viele unterhalten geheime Verständnisse mit den Gouvernanten und Kam-

mermädchen, und verschaffen Strickleiter und falsche Schlüssel.

Es ist höchst merkwürdig, daß von soviel tausend den ganzen Tag auf dem Meere herumschwimmenden Gondeln nie eine verunglückt. Ein Zufall dieser Art ist ohne Beyspiel. Man schreibt dieses der ausnehmenden Geschicklichkeit der Gondoliers, und der ganz eigenen Bauart der Gondeln selbst zu. Ich will nicht bestimmen, in wie fern dieses seinen Grund habe, aber sonderbar ist es doch, daß bey allen an großen Flüssen liegenden Handelsstädten Unglücksfälle dieser Art nicht selten sind, dahingegen man in Venedig, das mitten im Meere liegt, und wo alle Bewohner einen großen Theil ihres Lebens auf Bretern herumschwimmen, davon nichts zu befürchten hat. Die Farbe aller dieser Gondeln ist schwarz. Es ist durch ein besonderes Gesez verboten, keine von andern Farben zu haben, noch sie sonst auszuschmücken, daher sie alle ganz einförmig sind, und einen traurigen Anblick geben. Den fremden Gesandten steht es allein frey, ihre Gondeln ganz nach eigenem Gefallen auszuzieren; ein Vorrecht, dessen sie sich auch alle bedienen.

Man muß gestehen, daß diese Fahrzeuge, ausser der oben angeführten Sicherheit, äußerst bequem sind, und daß es ein Vergnügen ist, darin

zu fahren. Ich begreife nicht, warum man auf der Themse und der Seine solche nicht einführt, da man doch in London und Paris unablässig beschäftigt ist, neue Zweige von Ergötzlichkeiten aufzufinden. Ich theilte einem vornehmen Engländer, der sich mit mir zu Venedig befand, diese Bemerkung mit. Er faßte die Idee auf, und ließ sogleich ein vier Fuß langes Modell einer Gondel verfertigen und nach London einschiffen. Das Schiff aber verunglückte, und das Gondelprojekt ist bis jezt noch nicht ausgeführt worden. Die Lustfahrzeuge, deren man sich in London, Marseille, Hamburg u. s. w. bedient, sind in Vergleich mit den Gondeln plumpe Kähne, die dennoch Geld genug kosten.

Die Freudenmädchen machen eine andre Klasse des Volks aus, welche den besondern Schutz der Regierung genießt. Sie gehören auch zu den Carnevalsvergnügungen, das ohne sie nicht wohl bestehen könnte. Die mehresten von diesen Unglücklichen werden von ihren Aeltern in ihrer zartesten Kindheit verkauft; diese machen mit Liebhabern oder Jungferschafthändlern einen regelmäßigen Contract, in Gegenwart eines Notars, welcher vor allen Tribunälen gültig ist, sie als Jungfern in einer festgesezten Zeit gegen Bezahlung einer bestimmten Summe zu liefern. Der Preis ist mehrentheils von hundert zu zweihundert Zechinen.

nen. In diesem Contract wird gewöhnlicher Weise die Armuth der Aeltern erwähnt, und der Bewegungsgrund angeführt, daß man dem Mädchen dadurch eine Aussteuer verschaffen wolle, um sie hernach ehrlich verheirathen zu können; allein dieses ist ein bloßer Vorwand, denn die Aeltern behalten das Geld, und die Töchter bleiben im Bordel. Diese Nymphen beobachten sehr genau ihre Fasten, gehen täglich in die Messe, und haben ihren besondern Schutzheiligen, unter dessen Schutze sie ihre Geschäfte mit gutem Gewissen treiben.

Für die Mönche ist Venedig ein wahres Paradies. Sie maskiren sich im Carneval, besuchen die Schauspiele, halten ihre Maitressen, und thun überhaupt was ihnen gut dünkt. In keinem katholischen Lande ist die Kirchendisciplin so schlecht. Verschiedene Bischöffe haben es versucht, diesen Ausschweifungen Einhalt zu thun, haben aber nichts ausrichten können, und man versichert, vielleicht nicht ohne Grund, daß die Regierung selbst heimlich diese guten Absichten verhindert habe. Es scheint eine Staatsmaxime des Senats zu seyn, der auf alles eifersüchtig ist, was seine Autorität schmälern kann, den Geistlichen nicht zu vieles Ansehen beym Volke zu verschaffen; ein Vorrecht, das in allen katholischen Staaten große Zerrüttungen veranlaßt hat, und wovon Venedig glücklicherweise freygeblieben ist. Daher läßt sich die

große Nachsicht gegen die ausschweifende Lebensart der Geistlichen erklären; daher auch die innere Ruhe bey den oft aufs äußerste getriebenen Streitigkeiten mit den Päbsten. Durch dieses zügellose Betragen wird die Achtung gegen diesen Stand sehr verringert, und der Senat erhält sein Ansehn ungetheilt. Ihr Sprüchwort ist bekannt: *Siamo Veneziani e poi Christiani:* Wir sind erst Venetianer, und dann Christen.

Ueberhaupt macht sich das Volk in Venedig wenig aus Gott, noch weniger aus dem Pabste, aber sehr viel aus dem heiligen Marcus. Dieser Heilige ward zum Schutzpatron der Stadt gewählt, sobald sein Körper aus Alexandrien dahin gebracht wurde. Vor diesem war der heilige Theodor ihr Schutzpatron, aber ihre Eitelkeit war mit einem solchen gemeinen Heiligen nicht zufrieden; in der Kindheit der Republik war er allenfalls gut genug, aber da sie groß und blühend wurde, verlangten sie einen Heiligen vom ersten Range. Man ließ also den Körper des heiligen Marcus nach Venedig kommen, baute ihm eine prächtige Kirche, und verabschiedete den alten Protector.

Diese Marcuskirche ist überaus prächtig und das schönste Monument der Baukunst des zehnten Jahrhunderts. Venedig war damals die prächtigste Stadt in Italien. Ihre Paläste, Kirchen und

und andre öffentliche Gebäude waren größtentheils von griechischen Baumeistern gebaut, die in ihren noch vorhandenen Denkmälern den Geschmack jenes Zeitalters bezeichnen. Allein die vortreflichsten Werke der Baukunst, die Venedig darstellt, sind aus dem durch die Künste so verewigten sechszehnten Jahrhundert, da Sansovino und Palladio diese sonderbare Stadt mit so vielen prachtvollen Gebäuden verschönerten.

Sansovino, ein Florentiner, und Schüler des berühmten Sangallo, war Baumeister der Republik; ein Posten, in welchem ihm nach seinem Tode 1570 der große Palladio nachfolgte. Die schönsten Kirchen und Paläste der Stadt haben diese Epoche. Sansovino baute auch den prächtigen Münzpalast, la Zecca genannt, den Palast der Procuratoren an dem Marcusplatze, und die vortrefliche Marcusbibliothek. Bey diesem leztern Bau aber begegnete ihm ein Unglück, das den Geist der venetianischen Regierung charakterisirt, so wie er zu allen Zeiten gewesen und noch ist. Sansovino brachte die sinnreichsten und edelsten Verzierungen bey dem Baue dieser berühmten Bibliothek an, wobey er den Versuch machte, sie auf eine besondere Art zu wölben. Dieser Versuch aber glückte nicht; das Gewölbe fiel ein. Die Regierung war taub gegen alle Rechtfertigung, und ließ den Künstler ins Gefängniß werfen, wo er ungeachtet seiner

großen Talente lange Zeit schmachten mußte. Endlich kam er los, wurde aber seines Postens als Baumeister der Republik entsezt, verlor seine Pensionen, und mußte noch obendrein eine Geldstrafe erlegen. Nach vielem Bitten gestattete man ihm, das Gewölbe wieder herzustellen, worauf er begnadigt wurde.

Dritter Abschnitt.

Marcusplaz. Politische Gespräche. Kleidung. Frauenzimmer. Palast von St. Marcus. Steinerne Löwen. Insel Rialto. Lagunen. Giocondo. Brücken. Sitten und Denkungsart der Venetianer. Padua. Ehrloser Schuldstein. Vincenza. Olympisches Theater. Bergamo. Brescia. Verona. Schauspiel im Amphitheater dieser Stadt. Staatskunst des venetianischen Senats.

Man muß gestehen, daß der Marcusplaz einen herrlichen Anblick darstellt. Alle Gegenstände rings um denselben sind groß, schön und edel, den zierlosen gothischen Thurm ausgenommen, der hier mit den andern Gebäuden sehr contrastirt, und ungefähr die Wirkung wie Harlekin in einem Trauerspiele thut. Der Plaz ist mit einem Portico umgeben, wo nichts als Kaffeehäuser und sogenannte Cassinos befindlich sind, in welchen sich geschlossene Gesellschaften beiderley Geschlechts versammeln, da es nicht Sitte ist, daß Frauenzimmer die Kaffeehäuser besuchen. Diese leztern haben keine Thüren, sondern sind eigentlich große mit Stühlen versehene Nischen, wo viele Müßiggänger sich ganze Tage hinpflanzen: und da sie beständig ein gewisses bestimmtes Kaffeehaus besuchen, und in ihren Mänteln eingehüllt unbeweglich sitzen, so sind sie als wahre zu diesen Nischen gehörige

Gruppen zu betrachten. Nirgends in Italien wird in solchen Häusern weniger geplaudert, als hier; denn man lache über politische Kannengießerey so viel als man will, so ist sie doch die Seele aller Gespräche in öffentlichen Gesellschaften. Man verbiete diese Materie, wovon auch der Unwissendste, ja der größte Dummkopf etwas zu verstehen glaubt, und das gesellige Leben wird einen tödtlichen Stoß erhalten.

Hievon liefert Venedig den unleugbarsten Beweis. Die Einwohner sind die aufgewecktesten in Italien, und zeigen ihre muntere Gemüthsart auch in Privatgesellschaften; an öffentlichen Orten hingegen sind sie stumm. Wovon sollten sie auch sprechen, da das Wort Politik Hochverrath und nur allein das Monopolium des Senats ist? Vom Handel? Dieser führt zur Politik; ein gleiches thut alles zur Gesezgebung gehörige; ja so viele Hauptwissenschaften, als Geschichte, Erdbeschreibung u. s. w. selbst Religionsmaterien führen dazu. Es bleiben daher dem Venetianer nichts als die Künste übrig, und zwar nur die Theaterkünste, da die andern jezt hier, eben so wie in Italien, im Verfalle sind. Allein auch diese Materie wird währendem Carneval bis zum Ekel erschöpft, und alsdann hat die Litaney ein Ende.

Man erlaube mir hier die Bemerkung, daß die größere Geselligkeit der cultivirtesten Länder in Europa

ropa keine andere Epoche hat, als die gesellschaftliche Verhandlung politischer Materien; ja ich unterstehe mich zu behaupten, daß diese so verspottete Mode die Cultur befördert hat, und daß sie wegen der dazu nöthigen mannichfaltigen Kenntnisse gewissermaßen der Maasstab der Cultur eines Volks ist, und jederzeit gewesen ist. Man erinnere sich der Zeiten, wo das Volk in Athen und Rom sich um die öffentlichen Geschäfte bekümmerte, wo die Reden großer Männer die stärkste Wirkung thaten, da sie, häufig und auf öffentlichem Markte gehalten, bey Unwissenden neue Ideen und neue Kenntnisse erwecken mußten. Wenn hörte diese Theilnehmung auf? Mit dem einbrechenden Despotismus und der Barbarey, unter deren eisernem Joche die Bewohner Europens so viele Jahrhunderte durch vegetirten, bis erweiterte Kenntnisse uns nach und nach wieder zu Politikern machten. Wenn die Engländer das aufgeklärteste Volk unsrer Erde sind, wie sogar Franzosen, Voltaire, Montesquieu, Raynal, ja jezt selbst Linguet eingestehen, so ist es größtentheils dieser großen thätigen Antheilnehmung an den öffentlichen Angelegenheiten zuzuschreiben, die bey ihnen den Nationalgeist erzeugt, der, so sehr er auch oft ausartet, dennoch nicht ohne Kenntnisse verschiedener Art bestehen kann. In Portugal und Sicilien liest fast niemand Zeitungen, dagegen aber glauben z. B. die Einwohner dieser Länder auch, daß die Protestanten eine

Gattung Menschenfresser sind; ja tausende vom Pöbel sind überzeugt, daß sie durch ein körperliches Zeichen von Gott zur Hölle gleichsam gebrandmarkt worden sind. Will man noch mehr Beweise, so betrachte man den Orient, wo es den sklavischen Völkern nicht einmal einfällt, sich um die Staatsangelegenheiten ihres Landes, viel weniger um fremde zu bekümmern; da selbst die Bewohner der Hauptstädte oft die wichtigsten Dinge nicht wissen, die im Palaste des Despoten vorgehen, und manchmal bey Todesstrafe nicht darum fragen dürfen. Ich kehre von dieser vielleicht nicht unzeitigen Ausschweifung wieder nach Venedig zurück.

Alle Einwohner dieser Stadt, die nicht zum Pöbel gehören, oder nicht dazu gehören wollen, tragen rothe Mäntel. Selbst die fremden Gesandten bedienen sich dieser bequemen Mode. Diese Einförmigkeit hat etwas Republikanisches, obgleich eine andere Ursache davon der Grund ist. In einem solchen Mantel eingehüllt, wobey das Gesicht auch halb verdeckt wird, ist man in einer Incognito-Kleidung, wodurch man von Höflichkeitsbezeigungen dispensirt ist, die sonst die aristokratischen Tyrannen verlangen würden. Diese allein tragen keine Mäntel, sondern beständig ihre schwarze Kleidung, die den Schlafröcken ähnlich ist, damit niemand, durch Unwissenheit verleitet, sich

gegen sie vergehen möge; nur wenn sie unerkannt des Abends herumschleichen wollen, hüllen sie sich auch in rothe Mäntel ein. Wenn man sich erinnert, daß der Marcusplaz der einzige Spazierort dieser großen Stadt ist, wo sich alles hindrängt, und wo besonders die armen Nobili den ganzen Tag über liegen, so wird man die Nothwendigkeit eines Mittels einsehn, das allen Höflichkeitsceremonien vorbeugt.

Bey Feyerlichkeiten gehen die Edlen roth gekleidet, in eben solchen aufgebundenen Schlafröcken, wie die gewöhnlichen schwarzen, und mit ihren großen Allongenperücken geziert. Wenn sie nun in diesem Aufzuge tanzen, so kann man in der That nichts poßierlichers sehn. Ich wohnte einem großen Balle bey, den Pisani, einer der reichsten Edeln, 1775 gab, da er zum Prokurator von St. Marcus erwählt war. Das Fest war königlich, und wenn gleich die zum Tanz so unschicklichen Magistratskleider das Auge beleidigten, so machten doch die Damen alles wieder gut, welche die schönsten in Italien sind, und sich überaus zierlich zu kleiden wissen.

Nebst der Schönheit zeichnen sich die venetianischen Frauenzimmer noch durch andre Annehmlichkeiten aus; sie sind sehr aufgeweckte und angenehme Schwätzerinnen. Ihre gewöhnliche Kleidung

dung besteht in engen am Leibe liegenden und schleppenden Kleidern, über welchen sie einen grossen schwarzseidenen Schleyer werfen, den sie auf den Rücken zusammenschlagen, so daß Gesicht, Brust, Arme und Taille frey bleiben, und er also durch dieses geschmackvolle Anlegen zu einer wahrhaft reizenden Tracht wird. Alle diese Reize aber sind hier halb verloren, da die Italiener mit dem Frauenzimmer nicht frey umgehen dürfen. Die Männer müssen sich blos an Männer halten, wodurch das zurückhaltende Wesen und die Ernsthaftigkeit bey diesem Geschlechte noch vermehrt wird; Eigenschaften, die der ganzen Nation eigen sind, und aus eben diesen Ursachen auch bey den Spaniern und Portugiesen statt finden, und zwar noch mehr, da der Umgang mit dem schönen Geschlechte bey diesen Völkern noch größerm Zwange unterworfen ist.

Der Palast von St. Marcus ist gewiß der schönste gothische Palast in Europa. Das Aeußere ist wegen der sonderbaren zierreichen Bauart auffallend, und das Innere prächtig und majestätisch. Die großen Säle prangen mit Gemälden, die sich auf die Geschichte der Republik beziehn. Unter andern ist hier die außerordentliche Begebenheit vorgestellt, wie Kaiser Friedrich I. im Jahre 1175 vom Pabst Alexander zu Venedig mit großen Feyerlichkeiten vom Bann losgesprochen wurde. Der

Kaiser

Kaiser liegt hier, der Geschichte gemäß, zu den Füßen des Pabsts, und erhält die Absolution. Man erzählt, daß, als Kaiser Joseph II. diesen Palast besah, man aus Delikatesse ihm dieses Gemälde ungern sehen lassen wollte: man bemühte sich daher, seine Aufmerksamkeit auf andre Gegenstände zu richten; allein vergebens. Der Kaiser ward es gewahr, man sagte ihm mit dem größten Glimpf wovon die Rede sey, worauf er lächelnd versezte: „*tempi passati!*" (vergangene Zeiten!)

Eine Sache aber, die einem beobachtenden Reisenden in diesem Palaste mehr als alle Pracht und Seltenheiten auffallen muß, ist das unflätige Betragen der Venetianer, sie mögen zum Palast gehören oder nicht gehören. Ein jeder erlaubt sich hier seine Nothdurft zu verrichten. Nicht allein der Eingang des Palasts, sondern die innern Treppen bis oben zu sind einer Kloake ähnlich; allenthalben sieht man das stinkende Wasser in kleinen Bächen rieseln, und alle Winkel dampfen einem entgegen. Die Edlen, die ihren Antheil hiezu redlich beytragen, achten hierauf nicht, sondern waden mit aufgehobenen Röcken durch. So geht es bis an die Saalthüren.

Vor diesem Palaste stehen die so berüchtigten steinernen Löwen mit aufgesperrten Rachen, wodurch

durch die Staatsspione oder sonstige Angeber der Staatsinquisition ihre Rapports mittheilen: die Republik hat hier die Dichterideen realisirt, welche uns in die goldne Feenzeit versetzen, wo Drachen und Löwen, dem Scheine nach unbelebt, allein dennoch sehr furchtbar, die Hüter bezauberter Schlösser waren. In der That beschützen auch diese Löwen im eigentlichsten Verstande den aristokratischen Senat, der im Marcuspalaste thront. Man hat durch sie schon unzählige wichtige Entdeckungen gemacht, gefährliche Unternehmungen in der Geburt erstickt, und flößt noch stündlich durch ihren Anblick Furcht und Schrecken ein.

Einige sind zwar der Meynung, daß dieses jezt nicht mehr geschieht, und daß die auf ihre Autorität bis zur Ausschweifung eifersüchtige Republik ihre geheimen Nachrichten durch andere Wege erhalte, allein die Ueberschrift über diese Löwen: *Denunzie secrete*, (geheime Anzeigen) und ihre Communication mit den untern Behältnissen, beweisen hinreichend, zu welchem Gebrauche sie ehemals bestimmt waren, und man kann mit Recht zweifeln, daß dieses so zweckmäßige Mittel abgeschafft worden ist.

Derjenige Theil des Marcusplatzes, der nach dem Hafen zugeht, ist mit zwey Säulen geziert, die eine von schönem Granit, die andere aber nur

von

von gemeinen Steinen, die, wegen der Symmetrie, nachgeahmt wurde, nachdem man aus Ungeschicklichkeit eine andere von Granit beym Anlanden hatte ins Meer fallen lassen. Beide waren aus Konstantinopel, nach der durch die Venetianer gemachten Eroberung dieser Residenz, hieher gebracht worden. Zwischen diesen freystehenden Säulen geschehen die öffentlichen Hinrichtungen der Uebelthäter, daher ein Begriff von Unehre auf diesem Zwischenraume ruht, und man auch nie sieht, daß Personen von Ansehn, noch weniger Edle zwischendurch gehen; obgleich ihr schöner Standplaz und das Gedränge der Menschen verursachen, daß Tausende diesen Skrupel nicht hegen, sondern sowohl wie alle Ausländer diesen durch nichts übel bezeichneten Raum passiren.

Die Insel Rialto liegt in der Mitte der vielen Inseln, aus welchen Venedig besteht, und ist gleichsam der Mittelpunkt des venetianischen Staats. Hieher flüchteten die ersten Familien, [die bey dem Einfall der Visigothen in Italien das feste Land verließen. Unter diesen war Entinopus, ein Baumeister, aus der Insel Candia gebürtig, der zu Padua wohnte, sich aber aus Furcht vor diesen grausamen Feinden hieher rettete. Rialto, als die vorzüglichste Insel in den Lagunen, ward von ihm und seinen Begleitern, die vierundzwanzig Familien ausmachten, zum Wohnsitz erwählt.

Hier

Hier baute Entinopus dem heiligen Jakob eine Kirche, die noch vorhanden ist, desgleichen vierundzwanzig Häuser, oder vielmehr Hütten, für seine Gesellschafter, deren Abkömmlinge noch zum Theil die Republik beherrschen. Die zu dieser Insel gehörige so sehr berühmte Brücke ist vom Palladio gebaut, und besteht aus einem einzigen Bogen, der über den großen Kanal geht. Diese Brücke ist ganz von Marmor, der aber hier nicht zur Pracht dient, da er unpolirt einem andern Steine ähnlich sieht; die häßlichen Buden, welche darauf stehen, die vielen Stufen, welche man herauf- und herabsteigen muß, und andere Dinge mehr, machen diese Brücke zur unbequemsten, die man sich denken kann. Sie hat größtentheils ihren Ruf ihrem großen Bogen zu verdanken, dessen künstliche Bauart aber nicht den großen Mangel der Bequemlichkeit ersezt.

So wunderbar die Lage von Venedig auch ist, so ist sie doch einem Fremden nicht so auffallend, als der entsezliche Gestank, der ein Attribut dieses Orts, und den Ankommenden die ersten Tage über ganz außerordentlich lästig ist. Nach und nach aber werden die Geruchsnerven abgestumpft, und man findet diesen die Stadt umgebenden Qualm erträglich. Daß er der Gesundheit nicht sehr nachtheilig sey, beweist die Anzahl der Sterbenden, die hier verhältnißmäßig nicht stärker als in andern

dern großen Städten ist. Indessen ist die Ursache dieses zunehmenden üblen Geruchs sehr beunruhigend für den Senat; denn trotz aller angewandten Vorsicht, die Lagunen von dem beständig zufließenden Schlamme zu reinigen, so vermehret sich solcher, und das Wasser fällt. Man sieht an vielen Orten die unleugbaren Zeichen von der ehemaligen Höhe des Wassers, die ein unfehlbares Prognosticon der Zukunft sind. Viele sachverständige Männer behaupten sogar, daß diese unglückliche Epoche nicht über zweyhundert Jahr hinauszusetzen sey. Die so sehr bewunderte Stadt würde sodann nicht mehr bewohnbar seyn, unsere Nachkommen würden dahin reisen, sie zu betrachten, wie wir es mit Pompeja thun, bis der Schlamm ganz vertrocknet wäre, und ein anderes Volk mit andern Sitten und Gebräuchen, und wahrscheinlich ohne Staatsinquisition, von den prächtigen Ruinen wieder Besitz nähme.

Die Römische Republik war nicht genauer mit der Existenz der Stadt Rom verbunden, als der venetianische Freystaat es mit der Stadt Venedig ist, da auf dieser Stadt, Staatsverfassung, Gesetze, die Dauer uralter Gebräuche, politische Maximen, kurz alles gebaut ist; Gegenstände, die bey keiner Republik in der Welt so wenig abgeändert worden sind, wie hier: so wie auch keine je gewesen, die so lange bestanden hat.

Es ist daher sehr natürlich, daß der Senat außerordentlich für die fortdauernde Existenz der Stadt besorgt ist, denn man kann Venedig als ein ungeheures steinernes Schiff betrachten, das Natur und Kunst seit so vielen Jahrhunderten vor Anker halten. Alle zu dessen Erhaltung gehörige Vorschläge geschickter Wasserbaumeister werden daher auch mit großer Aufmerksamkeit angehört, und sehr oft befolgt. Man scheuet hiebey keine Kosten. Die vornehmsten Reinigungsmittel, die man jezt braucht, sind ungeheure künstlich erbaute Maschinen, die auf dem großen Kanal schwimmen, und den Schlamm abzuleiten dienen; ein wirksames, aber der Größe des Endzwecks bey weitem nicht angemessenes Mittel.

Auch läßt die Republik bey Palestrina, einem kleinen Orte, eine Mauer im Meere, als einen Damm gegen dieses furchtbare Element aufführen. Man arbeitet schon seit vielen Jahren an dieser Mauer, die nach dem Plan zwölf italienische Meilen lang werden soll. Das Werk geht aber sehr langsam von statten, und dürfte wahrscheinlich nie geendigt werden. Björnstähl, ein Reisender, der, wenn es nicht auf Bibliotheken und Handschriften ankam, sich alles was man wollte aufheften ließ, und ohne es zu überdenken niederschrieb, berichtet im ganzen Ernste und sehr umständlich, daß jeder Kubikfuß dieser Mauer an Arbeitslohne zwanzig,

mit den Materialien aber an sechzig Zechinen koste. Man berechne eine hohe, dicke, und zwölf italienische Meilen lange Mauer nach dieser Angabe, so kommt eine größere Summe heraus, als alles gemünzte und ungemünzte Gold und Silber auf der ganzen Erde beträgt. Und doch versichert man, daß schon ein Drittel dieses ungeheuern Werks vollendet sey, welches der Regierung denn, mit dem gelehrten Björnståhl zu rechnen, nur die Summe von ungefähr tausend Millionen Zechinen in dreißig oder vierzig Jahren gekostet haben würde. Es ist indessen gewiß, daß die Kosten außerordentlich sind, daß sie aber durch die Größe der Gefahr vollkommen gerechtfertigt werden.

Dieses Uebel war im sechszehnten Jahrhundert schon so groß, daß es den Untergang der damals so blühenden Republik drohte. Ein Dominikanermönch aber rettete die Stadt, und erwarb sich dadurch ein so großes Verdienst, daß der Senator Cornaro öffentlich erklärte, dieser Mönch sey der zweite Stifter von Venedig. Dieser auch in der Mönchskutte große Mann hieß Giocondo, und ist in Deutschland sehr wenig bekannt, daher ich hier eine nähere Nachricht von ihm geben will. Er war ein Venetianer, trat sehr früh in den Orden, und ging gleich darauf nach Rom, um dort zu studieren. Er lernte die alten Sprachen, und

machte sich mit den classischen Schriftstellern durchaus bekannt. Darauf gab er die Werke des Vitruvius und Vegetius mit Commentaren und Figuren heraus. Diese Arbeit entwickelte sein großes Talent zur Baukunst, wovon er bald einen auffallenden Beweis gab. Die große steinerne Brücke zu Verona war in Gefahr durch den Fluß Addigio zu Grunde gerichtet zu werden; man wußte nicht, wie man die Grundpfäle sichern sollte. Giocondo sagte, daß er das beste Mittel in den Commentaren des Cäsars gefunden habe. Er bediente sich daher derselben Methode, die dieser große Feldherr gebrauchte, eine Brücke über die Rhone zu bauen. Die Unternehmung glückte, und der Ruhm dieses Künstlers wurde gegründet. Der König von Frankreich Ludwig XII. ließ ihn nach Paris kommen, wo er unter andern auch die noch vorhandne Brücke Notre Dame erbaute. Bald nachher geschah es, daß er seinem Vaterlande oben berührten großen Dienst leistete. Das Wasser der Brenta führte unaufhörlich Sand und Schlamm in die Lagunen; dieser Unrath häufte sich so sehr an, daß man fürchtete, sie würden in kurzem zur Schiffahrt untauglich werden. Giocondo ließ einen Kanal graben, der einen Theil dieser Wässer nach der Seite von Chioggia leitete, wodurch der andere Theil dahin gebracht wurde, mit solcher Schnelligkeit in die Lagunen zu strömen, daß sie von ihrem Schlamm gereinigt wurden. Da einige Zeit nachher die große

Brücke

Brücke von Rialto nebst vielen andern Brücken durch eine Feuersbrunst verzehrt wurden, so verlangte man von Giocondo Entwürfe, diese Brücken wieder aufzubauen. Er gab sie, sie wurden aber nicht befolgt; ein Vorfall, der ihn so kränkte, daß er sich nach Rom begab, woselbst er auch in einem hohen Alter starb, nachdem er in Vereinigung mit Raphael und Sangallo den Bau der Peterskirche dirigirt hatte.

Die große Menge der Brücken, wodurch die Inseln zusammengehangen werden, sind alle von einem Bogen und ohne Geländer. Es ist merkwürdig, daß demungeachtet es sehr selten ist, daß Personen ins Wasser fallen. Dieses kommt vorzüglich daher, weil die Venetianer, so wie die Italiener überhaupt, der Trunkenheit sehr wenig ergeben sind. Ein Umstand, der in dieser Stadt zu bewundern ist, wo die Einwohner so vielen andern Zeitvertreibs beraubt sind. Es giebt hier erwachsene Personen, die in ihrem Leben kein Pferd gesehn haben. Indessen sind einige hier, die in Reitställen gebraucht werden. Leute, die nie auf dem festen Lande gewesen sind, haben keine Begriffe von Kutschen, Lastwagen, Karren, Pflugscharen, Gärten und hundert andern Dingen, die von der Cultur eines Volks ganz unzertrennlich zu seyn scheinen. Alles dieses ist sonderbar und auszeichnend, und würde in einem wahren

Freyheitssitze die außerordentlichsten Wirkungen hervorbringen.

Die Republik hat in einem kleinen Bezirk sehr ansehnliche Städte, als Padua, Verona, Vincenza, Bergamo und Brescia. Padua, eine Stadt, die viele Jahrhunderte lang wegen ihrer Macht und als ein Sitz der Gelehrsamkeit berühmt war, stellt jezt dem Reisenden ein trauriges Bild der Vergänglichkeit dar. Die Armuth dieser so großen Stadt ist über alle Vorstellung. Hin und wieder sieht man prächtige Kirchen und Paläste, als Denkmäler des vormaligen Flors; allein diese liegen entweder in Feldern, oder stecken in engen, krummen und kothigen Straßen, wo alle Kunst eines Palladio gleichsam verloren ist, die dieser große Baumeister hier vorzüglich gezeigt hat. In diesen dunkeln Straßen sieht man die armseligen Einwohner in Lumpen gekleidet, bleich und abgezehrt, die, Gespenstern ähnlich, in diesen Gemäuern zu spucken scheinen. Hiezu kommt die Tracht, da Männer und Weiber in abscheulichen Mänteln eingehüllt sind, die Menge der Mönche, die man in ganzen Gruppen sieht, und die vielen Klöster, die unaufhörlich durch ihr trauriges Geläute die Ohren betäuben; kurz, lauter Dinge, welche die Menschheit herabwürdigen und die Freuden des Lebens verscheuchen. Die Unwissenheit hat daher auch in dieser sogenannten gelehrten Stadt ihren

Haupt=

Hauptsitz, obgleich sie noch immer ihren alten Beynamen *la dotta* führt. Der Aberglaube ist selbst in Neapel nicht stärker als hier, wo die Einwohner das Grab des heiligen Antonius beständig vor Augen haben. Die Ehrerbietung für diesen Heiligen ist so groß, daß man ihn ausschließungsweise den Heiligen (il santo) nennt. Die ihm gewidmete Kirche ist eine der prächtigsten in Italien, und von dem berühmten Nicola von Pisa erbaut. Vorzüglich merkwürdig sind darin die überaus schönen Basreliefs, die größtentheils von Nicola selbst sind, und die Wunder des Heiligen vorstellen, wobey denn auch seine den Fischern gehaltene Predigt nicht vergessen worden ist. So außerordentlich aber auch die Armuth der Stadt ist, so unermeßlich sind doch die Reichthümer, die bey dem Grabe dieses Heiligen ganz unsinnig verschwendet worden sind, und welche diejenigen weit übertreffen, die man in Prag und Neapel bey den Gräbern des heiligen Nepomuks und des heiligen Januarius sieht.

Es herrscht in Padua ein sehr sonderbarer Gebrauch, der auch in einigen andern Städten der Lombardey statt findet. Wenn jemand seine Schulden nicht bezahlen kann, und so arm ist, daß er nicht fünf Lire im Vermögen hat, so hängt es von dem Schuldner ab, sich durch eine förmliche gerichtliche Erklärung dieser großen Armuth von

allen Ansprüchen seiner Gläubiger zu befreyen. Allein mit dieser Erklärung ist eine Ceremonie verbunden, die so schimpflich ist, daß dieses Hülfsmittel höchst selten gebraucht wird. Der Schuldner muß sich nämlich auf einen Stein vor dem Rathhause mit dem bloßen Hintern setzen, und sich in dieser Stellung eine Stunde lang von dem Volke begaffen lassen, bey welcher Scene die Sbirren präsidiren. Die mit dieser Ceremonie verknüpfte Infamie, die so groß ist, als wenn jemand in Deutschland gebrandmarkt wird, verursacht die Seltenheit dieser Farçen, die sonst in einer so armen Stadt, wie Padua, täglich gesehn werden, und folglich alle Wirkung verlieren würden.

Vincenza ist die Vaterstadt des Palladio, die er auch mit prächtigen Gebäuden zierte. Kein Denkmal ist aber von ihm merkwürdiger als das olympische Theater, das er hier auf Ansuchen einer gelehrten Gesellschaft erbaute, welche den Namen der olympischen angenommen hatte, und ein Modell von den Theatern der Alten zu haben wünschte. Palladio nahm das Theater des Marcellus in Rom zum Muster, und führte seine Unternehmung vortreflich aus: unglücklicherweise aber starb er, ehe das Gebäude ganz vollendet, und die nöthigen Zierrathen angebracht waren. Dieses übernahm Scamozzi, der aber sehr unschicklich dabey verfahren ist. Dennoch ist es jezt die größte Zierde

der Stadt. Palladio commentirte den Vitruvius, den Cäsar und auch den Polybius. Diese Werke sind aber nie gedruckt worden, und liegen wahrscheinlich noch in irgend einer Büchersammlung vergraben.

So klein der venetianische Staat ist, so wird doch, ihn zu regieren, alles angewandt, was nur die feinste Staatskunst erfinden kann. Nahe an einander liegende Städte werden von der Regierung auf eine äußerst verschiedene Weise behandelt; eine Politik, wovon man in keinem andern europäischen Staate ähnliche Beyspiele findet. Vincenza und Bergamo, wovon sich erstere freywillig der Republik ergeben hat, und leztere von unruhigen und verzweifelten Leuten bewohnt wird, welche die geschicktesten Banditen in Italien sind, werden sehr gelinde behandelt. Diese immerfort dauernde Erkenntlichkeit gegen Vincenza macht dem Senat Ehre; auch ist unter allen Städten diese der Regierung am meisten ergeben. In Ansehung der Stadt Bergamo ist es nicht Großmuth, sondern Furcht. Die Lage des Orts, der Charakter seiner Einwohner, die man oft in Haufen bewaffnet auf der Landstraße mit Contrebande antrifft, machen diese Nachsicht eines unmächtigen Staats nothwendig. Eben diese Nachsicht hat man auch mit der Stadt Brescia, wegen der Lage an der mailändischen Gränze. Verona aber wird

ganz anders behandelt, da man weiß, daß diese Stadt gar nicht venetianisch gesinnt ist, sondern lieber die Oberherrschaft des österreichischen Hauses wünschet, dessen Staaten ans veronesische Gebiet gränzen. Die unweit von hier gelegene kleine kaiserliche Stadt Roveredo, die einen blühenden Handel hat, erregt beständig bey den Veronesern die Idee, was ihre große Stadt unter diesem Zepter seyn könnte, und rechtfertigt noch mehr ihre Abneigung gegen ihre aristokratische Regierung. Daher wird auch ohne Nachsicht gegen sie verfahren, als gegen eine Stadt, von der die Dauer des Besitzes ungewiß ist.

Man gab hier dem Kaiser im Jahre 1771 bey seiner Durchreise ein Fest, welches das einzige in seiner Art war, und ihn außerordentlich überraschte. Es war zwar nur ein Stiergefecht, allein es wurde im alten römischen Amphitheater gehalten, dessen Inneres, wie bekannt, noch ganz die alte Structur hat, und sorgfältig unterhalten wird. Man nennt es hier Arena. Von allen römischen Alterthümern, deren Reste man noch in so vielen Ländern sieht, hat nichts der Zeit so sehr widerstanden, als dieses merkwürdige Gebäude. Die Form desselben ist oval, und überhaupt ist die Bauart im Geschmack des Coliseums in Rom. Die Länge ist 464, und die Breite 367 Fuß. Es faßt 22000 Zuschauer.

Der

Der Kaiser hatte dieß Amphitheater schon mit Bewunderung gesehn, als er vom Gouverneur der Stadt zum Schauspiel dahin eingeladen ward, dessen Einrichtung aber man für den Monarchen ganz geheim hielt. Man führte ihn zum Eingange, der eben nicht außerordentlich vom Volke berennt war, er ahndete also nichts ungewöhnliches. Er stieg die alten römischen Gänge hinauf: auf einmal kam er durch eine Oeffnung zu seinem Sitze, und erblickte nun in diesem engen Bezirke alle Einwohner der Stadt und der benachbarten Dörfer, die das Amphitheater von oben bis unten angefüllt hatten, und die sich sogleich erhoben und ihn mit Händeklatschen empfingen; ein Anblick, der den Kaiser ganz außer sich sezte.

Von allen Städten des venetianischen Gebiets aber fühlt Padua, dessen elender Zustand oben beschrieben ist, das Unglück einer harten Regierung am meisten. Die stärksten Auflagen, die strengsten Gesetze, unerbittliche Strafen bey kleinen Vergehungen, und Verhinderung aller Maaßregeln, die zum Wohl des Orts gereichen. Daher die unbeschreibliche Armuth einer Stadt, die an Größe wenigen in Italien nachsteht, und eine Bevölkerung von vierzigtausend Seelen hat. Auf solche Art rächt sich Venedig für alle Unruhen und Gefahren, die Padua, als es einst blühend und unabhängig war, ihr so viele Jahrhunderte lang verursachte.

Bey

Bey der jetzigen europäischen Staatsverfassung kommt die Republik Venedig in keine Betrachtung, und ihre so lang erhaltene Unabhängigkeit beruht blos auf der Enthaltsamkeit ihres mächtigen Nachbars, in dessen Händen ihr Schicksal ist.

Vierter Abschnitt.

Mailand. Sitten der Mailänder. Adel. Liebe zum Landleben. Neues Theater. Domkirche. Der heilige Karl Borromeo. Sardinischer Hof. Adel. Charakter der Piemonteser. Flor von Piemont. Staatsverwaltung. Nizza. Militärverfassung des Sardinischen Staats. Truppen-Parallele. Einkünfte des Königs. Parma. Piacenza. Ferrara. Bologna. Seltenheit des Diebstahls in Italien und dessen Ursache. Bolognesischer Adel. Universität. Der Fluß Rubicon. Ancona. Loretto. Heiliges Haus. Religionsschwärmerey einer großen deutschen Fürstin.

Kein Theil von Italien sieht einem Garten so ähnlich, als die Lombardey. Dieses schöne Land ist am meisten bevölkert, und am besten angebaut. Mailand ist darin die größte Stadt, so wie sie auch nach Rom die größte in Italien ist. Indessen ist sie, nach Verhältniß ihrer Größe, nicht stark bevölkert. Diese Stadt hat von den ältesten Zeiten her das Loos gehabt, unaufhörlich ihre Herren zu wechseln. Die Sitten der verschiedenen Beherrscher haben auf die Sitten der Einwohner gewirkt, daher diese sich auch von allen andern Italienern auszeichnen. Was bey einzelen Personen kaum merklich ist, wird hier im Ganzen auffallend. Die Spanier haben hier eine gewisse Grandezza

hinter

hinter sich gelassen, die besonders dem Adel eigen ist. Die Franzosen, durch ihre beständigen Kriege in diesem Lande, haben den steifen italienischen Gesellschaftston bey den Mailändern gemildert, den Umgang mit dem Frauenzimmer befördert, und überhaupt einen gewissen Grad von Geselligkeit eingeführt, die in ganz Italien nicht so wie hier herrscht. Den Oesterreichern haben die Mailänder hingegen die bey ihren italienischen Landsleuten unbekannte Gastfreiheit zu verdanken, die aus Wien, dem größten Sitze dieser gesellschaftlichen Tugend, hieher kam; auch kann man die hier herrschende Gutherzigkeit vielleicht als ein Erbtheil von den Deutschen betrachten.

Unter der weisen Administration des vortreflichen Grafen von Firmian wurde sehr viel Gutes bewirkt. Er hatte eine sehr ausgedehnte Gewalt, die nie ein Minister besser benutzte. Der stolze Adel selbst war mit seinem Betragen zufrieden, und schäzte ihn hoch. Dieser Adel ist sehr zahlreich und reich; auch liebt er den Pomp außerordentlich, welchen er in prächtigen Kutschen, vielen Pferden und Laufern zeigt. Diese leztern halten Mailand für die hohe Schule ihrer Kunst, daher von hier aus nicht allein ein großer Theil von Italien, sondern auch die südlichen Provinzen Deutschlands mit Laufern versorgt werden. Der Lohn dieser Geschöpfe an diesem ihren Stapelplaz ist natürlich

türlich wegen der Menge geringe, deswegen halten auch einzele Edelleute deren drey, viere, auch mehrere. Ihr Hauptgeschäft ist, ihre Herrschaften nach dem Corso zu begleiten; ein Spazierplaz, woselbst sich der Adel täglich bey gutem Wetter gegen Abend einfindet, nicht um daselbst spazieren zu gehen, sondern in Kutschen auf und nieder zu fahren. Keine Conversation findet statt, außer auf einen Augenblick, wenn sich die Wagen einander begegnen. Die einzige Absicht dieser Spazierfahrer ist zu sehen, oder vielmehr gesehen zu werden. Diese abgeschmackte Ergötzlichkeit ist allen großen Städten in Italien gemein.

Sonst zeichnet sich der mailändische Adel noch durch die Liebe zum Landleben aus; denn im Sommer verlassen die vornehmen Familien ihre Hauptstadt, und bringen den größten Theil dieser Jahreszeit und den ganzen Herbst auf ihren schönen Landsitzen zu, die fast alle in einem reizenden District, Monte di Brianza genannt, liegen. Ein Theil dieser Landhäuser führt den Namen Capucinas, weil sie nach dem Muster der Capucinerklöster erbaut sind, und viele kleine zellenförmigen Zimmer für die Wohnung der besuchenden Freunde haben, die sich zahlreich einfinden, von einer Capucina zur andern herumschwärmen, und die Gastfreiheit benutzen.

Man hat in Mailand ein neues Theater erbaut, das nur vor wenig Jahren fertig geworden ist, und für das größte und schönste in Italien gehalten wird. Es hat aber den kleinen Fehler, daß man wegen der Größe in der Entfernung nichts sehen und nichts hören kann. Die Logen des Adels sind so groß, daß man sie für Zimmer ansehen könnte: überdem sind sie alle prächtig möblirt mit kostbaren Tapeten, Wandleuchtern, Spiegeln und Sophas, nach dem Geschmack der Eigenthümer; welche Verschiedenheit eine sehr schöne Wirkung thut. Eine jede Loge hat ein daran stoßendes Cabinet, manche auch zwey zum Abtreten. Man hat für alle Bedürfnisse sehr sinnreich gesorgt, und nicht allein die Thüren, sondern auch die Oefnungen gegen dem Theater zu werden nach geendigter Vorstellung mit Schlössern verwahrt. Für das Eigenthumsrecht einer solchen Loge sind bey Erbauung dieses Theaters zwey=, drey=, auch viertausend Scudi bezahlt worden. Dagegen aber ist das Abonnement geringe. Ich sah in diesem Schauspielhause die schönste und prächtigste Theaterverzierung, die mir je in Italien zu Gesichte gekommen ist. Sie gehörte zu einem Ballet, Cleopatra betitelt, worin nicht getanzt, sondern gesprungen wurde. Nie hab ich eine so elende pantomimische Vorstellung eines heroischen Süjets gesehn, als diese. Es war die größte Parodie auf die in der Geschichte so berühmte Begebenheit, welche der

Cleo=

Cleopatra und dem Antonius den Tod, und der Welt einen neuen Beherrscher verschaffte. Der Decorateur hatte indessen alle Kunst angewandt, den Zuschauer in die unterirdischen Gewölbe von Alexandria zu versetzen, und es war ihm bis zur Bewunderung gelungen. Die Grimassen der Springer aber vernichteten die kurze Täuschung, die bey einem guten und wohlvorgestellten Trauerspiele fortdauernd und hinreißend gewesen seyn würde.

Die so sehr gepriesene Domkirche hat wenig Auffallendes. Eine große Menge Statuen und ein Reichthum von Marmor ist das vorzüglichste an derselben. Wie bekannt, wird daran beständig gebaut, und zwar mehr das Eingefallene wieder herzustellen, als den Bau zu vollenden. Man führt Vermächtnisse, Clausuln und andere Gründe zur Rechtfertigung dieser architektonischen Farçe an, die so lange dauern wird, bis ein Machtspruch endlich dem Spiele ein Ende macht. Das Innere dieser Kirche, oder vielmehr das Gebäude, so wie es jezt dasteht, wurde bereits im funfzehnten Jahrhundert durch Cezariani geendigt, nachdem der berühmte Baumeister Bramante, Lehrer des großen Raphaels, den Bau untersucht hatte.

Der Schutzpatron von Mailand ist der heilige Karl Borromeo. Wenn einer aus der ganzen Legende Achtung verdient, so ist es gewiß dieser Hei-

lige, der, außer seiner Frömmigkeit und Gottesfurcht, durch ein thätiges Leben voller Wohlthaten, die man noch empfindet, auf die Verehrung seiner Landsleute ein gegründetes Recht hat. Seine Reichthümer sezten ihn in den Stand, viele Stiftungen zu machen, und überhaupt viel Gutes zu bewirken. Er wurde bereits in einem Alter von zweyundzwanzig Jahren Erzbischof, und starb sechsundvierzig Jahr alt. Dieser Todesfall erfüllte ganz Mailand mit Verzweiflung. Der Ruf des Verstorbenen, das Flehen seiner hinterlassenen Mitbürger, seine vornehme Familie, deren Reichthümer wahrscheinlich hiebey nicht müßig lagen, alles dieß bewog den römischen Hof, dießmal die so lange hergebrachte Gewohnheit bey Seite zu setzen, vermöge welcher die Canonisation eines Heiligen erst nach funfzig Jahren geschehen kann. Sie geschah dießmal nach dreißig. Die Mutter des Heiligen, eine Dame in sehr hohem Alter, lebte noch, und genoß eines Vergnügens, das noch nie einem christlichen Weibe zu Theil worden war, nämlich ihren Sohn in allen Kirchen verehrt, und alle Knie vor seinem Bilde gebeugt zu sehen.

Man fand hier in einer Privatbibliothek 1756 die Werke des Bramante in Manuscript, die dieser berühmte Mann über die Baukunst, Malerey und die Künste überhaupt geschrieben hat. Sie sind in italienischer Sprache gedruckt, ich zweifle aber sehr, daß sie ins Deutsche übersezt sind.

Der

* * *

Der Sardinische Hof genießt seit langer Zeit den Ruhm, sowohl in der Staatskunst, als im Finanzfach und in der Militärverfassung, ein Muster zu seyn. In der That ist die durch alle Künste der Politik erworbene Krone und das respektable Ansehn, worein sich dieser kleine Staat gesezt hat und noch erhält, ein Beweis einer vortreflichen Staatskunst. Zu dem System derselben waren durchaus viele Truppen nöthig, und diese zu unterhalten, sezte eine wohlgeordnete Staatswirthschaft voraus, die man hier auch findet. Der König ist selbst ein großer Oekonom; alles an seinem Hofe sogar wird mit einer ausnehmenden Sparsamkeit verwaltet. In keiner großen Stadt in Italien ist der Adel so arm wie hier, daher er auch mit geringen Besoldungen zufrieden ist. Diese sind selbst den Ministern an auswärtigen Höfen sehr sparsam zugemessen, wie denn z. B. die sardinischen Gesandten in Holland und Genua jährlich nach deutschem Gelde nur dreytausend Reichsthaler haben.

Kein Edelmann darf reisen, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Königs; diese muß er auch haben, wenn er andern Mächten dienen will. Allein Geld außerhalb Landes zu leihen, ist durchaus verboten. Der Adel ist hier käuflich, so wie in ganz Italien. Wenn ein Fremder sich in diesem Lande etabliren will, so muß er sich förmlich

naturalisiren lassen, und den Eid der Treue schwören.

Der Charakter der Piemonteser zeichnet sich durch eine den Italienern ungewöhnliche Ernsthaftigkeit aus. Es ist merkwürdig, daß Piemont weder in alten noch in neuern Zeiten, so weit die Jahrbücher des Landes reichen, einen Dichter erzeugt hat; auch nie ist ein Improvisatore in diesem Lande geboren worden. Ja man wirft den Piemontesern vor, daß sie bey den schönsten Gemälden des Ariost und Tasso unempfindlich sind, die andere Italiener in Entzücken setzen. Indessen haben sie einige Wissenschaften mit gutem Erfolg bearbeitet, als die Mathematik, Medizin und Rechtsgelehrsamkeit. Ihre Künstler aber können sich nicht mit denen in andern Provinzen Italiens messen; dagegen werden die Piemonteser für die feinsten Spieler in Europa gehalten.

Da der Adel hier arm ist, und eine Abneigung gegen Wissenschaften hat, so drängt sich jeder Edelmann zu Kriegsdiensten. Diese ihre Unwissenheit geht so weit, daß man nur wenige findet, die das eigentliche italienisch, und noch weit wenigere, die lateinisch verstehen. Die andern Stände folgen diesem Beyspiele, daher die Bigotterie in keiner Provinz Italiens stärker ist, als hier. Sonst gehört noch zum Charakter dieser Nation, daß sie

große

große Verehrer der Franzosen, dagegen geschworne Feinde der Genueser sind, und alle andre Italiener verachten, die ihnen dafür nichts schuldig bleiben.

Die Piemonteser werden übrigens für die italienischen Gasconier gehalten. Es ist wahr, daß sie einen zu hohen Werth auf ihre sonst wohlgegründeten Vorzüge legen. Ihr Land ist in grössern Flor, als irgend eines in Italien, so wie sie auch alle andern Nationen dieses Erdraums an Thätigkeit und Industrie übertreffen. Ein gleiches gilt von der guten Ordnung, die in allen Theilen der Staatsverwaltung herrscht; ja selbst die Polizey, die fast allenthalben in Italien schlecht ist, zeichnet sich hier aus, ob man gleich noch viele wesentliche Dinge vermißt. So ist z. B. die Hauptstadt selbst nicht des Nachts erleuchtet, und andere Dinge mehr. Indessen fehlt es nicht an der jenseit der Alpen so seltenen Reinlichkeit, wovon der König in seinem Palaste das Beyspiel giebt. Da Regelmäßigkeit in diesem Lande gleichsam einheimisch ist, so ist auch die Residenzstadt in ihrer Bauart ein Muster derselben, das man aber glücklicherweise nirgends nachahmt; denn die große Einförmigkeit ist zwar anfangs auffallend, ermüdet aber bald. In der Po-Straße z. B. die zu den besten in Turin gehört, sind alle Häuser von einerley Höhe, wodurch alle Annehmlichkeit fürs Auge verloren geht.

Der Flor von Piemont beruht vorzüglich auf dem Seidenhandel. Die Engländer allein holen jährlich für zweymalhunderttausend Pfund Sterl. Seide aus diesem Lande, und zwar größtentheils für baares Geld, da auf die englischen Manufakturwaaren hier so hohe Zölle gelegt sind, daß man sie nicht viel besser als für ein gänzliches Verbot ansehen kann. Sollten die Engländer einst einen bessern Markt zum Einkauf dieser Waare finden, so würde nicht allein der piemontesische Handel einen tödtlichen Stoß leiden, sondern der Flor des Landes überhaupt mit einemmale aufhören.

Die Tabaksmanufakturen gehören hier dem Könige, daher der Tabak sehr theuer verkauft wird, und die grausamsten Gesetze wider die Schleichhändler Statt haben. Wer heimlich mit diesem Bedürfniß handelt, wird lebenslang auf die Galeeren geschmiedet.

Obgleich die Staatsverwaltung in diesem Lande, in Rücksicht auf andre italienische Provinzen, auszeichnend ist, so sind öffentliche Anstalten, die viel Geld kosten, hier doch sehr selten. Wenn man z. B. eine Brücke über den Fluß Var baute, und von Nizza nach Genua eine Landstraße anlegte, so würden die Reisenden nicht nöthig haben die Alpen zu passiren, sondern von Frankreich aus lieber diesen weit bequemern Weg nehmen, und Nizza noch mehr in Flor bringen.

Diese Stadt wird sehr stark von den Engländern besucht, deren Aufenthalt, nächst dem Handel, ihr bester Nahrungszweig ist; dennoch wird gar nicht für die Bequemlichkeit dieser Geld bringenden Ausländer gesorgt, die hier zu halben, ja ganzen Jahren wegen ihrer Gesundheit bleiben: sie finden nirgends in Privathäusern möblirte Zimmer, und sind daher genöthigt, ganze Häuser zu miethen, wo es an allem fehlt. Das hiesige schöne Clima kömmt großentheils von den ans Meer gränzenden Alpen her, die hier ein Amphitheater bilden, die Stadt und das dazu gehörige Land umringen, und die Nordwinde abhalten.

Unweit Nizza fiel 1744 ein Treffen vor, zwischen den vereinigten französischen und spanischen Armeen, und einem großen Corps sardinischer Truppen, das auf steilen Anhöhen postirt stand. Die Verbündeten wurden mit einem Verluste von viertausend Mann zurückgeschlagen. Da die piemontesischen Bauern die Todten begruben, fand man eine große Menge spanischer Soldaten, die beschnitten waren, wodurch die Sage bestätigt wird, daß Spanien noch voller heimlichen Juden ist, die sich häufig unter allen Volksklassen befinden, und blos wegen der Inquisition die christliche Larve tragen.

Man hat gewöhnlich von der Macht dieses Staats sehr unrichtige Begriffe, und unsere Zei-

tungsschreiber ermangeln nie, wenn von Allianzen die Rede ist, den König von Sardinien mit hinein zu flechten, um das Gleichgewicht von Europa zu erhalten; ein Fürst, der, ohne Subsidien zu bekommen, nach hinreichender Besetzung aller seiner Festungen, nur wenige tausend Mann ins Feld stellen kann. Dieses kommt von dem nicht allein in Deutschland, sondern auch fast durchaus herrschenden Vorurtheile her, daß nämlich die Truppen des Königs von Sardinien vortreflich wären. Ein deutscher sachkundiger Beobachter aber wird sie im Wesentlichen eben nicht viel besser als alle andre italienische finden. Sie zeichnen sich nicht aus, weder durch einen martialischen Geist, noch durch hohe Begriffe von Ehre, die selbst, wenn sie überspannt sind, hier eher nutzen als schaden, noch weniger durch ihre Kriegsübungen und Kenntniß der Taktik, sondern blos durch das Aeußere. Es herrscht bey ihnen eine gewisse Ordnung und Regelmäßigkeit, wovon die andern Truppen in Italien nichts wissen. Hiezu kommt ein richtiger Sold. Die vielen Festungen in Piemont veranlassen schlechterdings eine Art von Ordnung beym Militärdienste, die bey vielen Reisenden die vortheilhaftesten Begriffe von ihrer Kriegskunst erzeigt haben, zumal in Vergleich mit ihren Nachbarn; desgleichen verursacht diese Menge Festungen, daß sich mancher Offizier auf die Befestigungskunst legt, und sich darin auszeichnet. Al-

les

les dieses aber macht die hiesigen Truppen, ob man ihnen gleich Muth nicht absprechen kann, doch noch nicht vortreflich, daher die ganze jezt nicht viel über zwanzigtausend Mann betragende sardinische Armee in freyem Felde gegen eine Berliner Wachtparade wohl nicht lange aushalten dürfte.]

Manche haben den Ausdruck von der Berliner Wachtparade für eine Hyperbel gehalten. Es würde unanständig für einen Schriftsteller seyn, der nach Wahrheit in seinen Urtheilen strebt, wenn er bey einer ernsthaften Materie, da von einem ansehnlichen Staat die Rede ist, sich zu dessen Verkleinerung figürlicher Ausdrücke bedienen wollte. Ich erkläre also hiemit, obige Worte nach genauer Ueberlegung niedergeschrieben zu haben. Nur muß man sich dabey von einer Berliner Wachtparade bestimmte Begriffe formiren. Sie besteht in einem großen Theile der zahlreichsten Garnison in Europa, und wird täglich in viele abgesonderte Haufen versammelt. Diese Haufen stellen vereinigt ein beträchtliches Corps dar, das schon allein, in Verhältniß seiner Anzahl, in den vorigen Jahrhunderten das Schicksal ganzer Provinzen auf dem Schlachtfelde hätte entscheiden können. Die Garnison selbst aber enthält auszeichnende Regimenter derjenigen Truppen, die alle Nationen einstimmig für die besten Krieger in der Welt halten. Einige dieser Regimenter, worunter auch

dasjenige ist, wobey ich die Ehre gehabt habe zu dienen, sind nicht allein wegen einem seltenen Grad von Disciplin und kriegerischem Muth berühmt, sondern würden auch, ohne die Schlacht bey Hochkirch, wo die Preußen mehr durch die Macht combinirter Unfälle, als durch die Tapferkeit des Feindes zum Weichen gebracht wurden, und wo ihr vortreflicher Rückzug einen Sieg werth war, noch bis auf den heutigen Tag im eigentlichsten Verstande unüberwindlich genannt werden können. Nie waren sie sonst Theilnehmer an einer verlornen Schlacht, wohl aber an den zahlreichen, für die preußischen Truppen und ihre Feldherren so ehrenvollen Siegen. Viele charakteristische Züge edler preußischer Krieger sind unbekannt, so würdig sie auch sind für die Bewunderung künftiger Zeitalter aufbehalten zu werden, wo der deutsche Patriotismus vielleicht mehr wie jezt gelten wird. Ich weiß deren manche, die, gehörig dargestellt, auch nach Jahrhunderten in der Geschichte glänzen würden, da sie ganz den altrömischen Stempel haben; ich würde es aber einem Patrioten aus mancherley Ursachen verdenken, wenn er sie niederschreiben wollte.

So viel zu meiner Rechtfertigung, daß ich die wohlgeordnete, aber im Kriege jezt ungeübte, und mancher militärischen Kenntnisse mangelnde Armee des Königs von Sardinien nicht vorsezlich unter

ter ihrem Werthe herabgewürdigt habe. Dieser Monarch ist jedoch ein wichtiger Bundsgenosse für jeden Fürsten, der genöthigt ist im nordlichen Theile von Italien Krieg zu führen; er ist, ungeachtet seines kleinen Heers, wegen der vielen festen Oerter nicht leicht zu bezwingen, ja diese Festungen, welche dem Sieger oft alle im freyen Felde erkämpften Vortheile vereiteln, sind es eigentlich, die den König von Sardinien zur furchtbarsten Macht in Italien machen, welches aber in der politischen Waagschale von Europa wenig sagen will. So gering übrigens die Anzahl der sardinischen Truppen ist, so zählte man doch dabey vor vier Jahren siebenzig Generals.

Der königliche Titel, wenn er gleich dem Regenten ein höheres Ansehen verschafft, trägt doch zur Vermehrung seiner Macht nicht das geringste bey, weil diese blos auf dem Werthe seiner Staaten beruht. Das Königreich Sardinien bringt dem königlichen Schatze fast gar nichts ein, da dessen geringe Einkünfte kaum für den im Lande befindlichen Civil- und Militär-Etat hinreichen. Eine gleiche Bewandniß hat es mit Savoyen, so daß alles von dem Herzogthume Piemont abhängt; daher man sagen kann, daß hier der Herzog den König ernährt. Die Einkünfte dieses Landes sind zwar sehr beträchtlich; allein nicht so, daß der König auf dem politischen Theater von Europa für sich eine Rolle spie-

len

len kann. Ueberhaupt sind die königlichen Einkünfte nicht über fünf Millionen Reichsthaler, und die Volksmenge in Piemont beträgt nicht völlig funfzehnhunderttausend Seelen.

* * *

Die der ganzen Lombardey eigene Fruchtbarkeit trifft man auch in den Herzogthümern Parma und Piacenza an, welche im Mittelpunkte dieses Landes liegen. Indessen ist hier weder die Bevölkerung noch die Industrie sehr groß, desto häufiger aber das spanische Geld. Das Auszeichnende von Parma sind die Meisterstücke des Corregio, die hier Kirchen und Paläste zieren. Stolz auf die Werke dieses großen Künstlers, sucht man in dieser Stadt eben nicht durch andere Künste zu glänzen, wie denn die Baukunst hier ungemein vernachläßigt wird. Wenn man das Alter der Stadt, ihre Größe, Volksmenge, und daß sie die Residenz eines Fürsten ist, in Erwägung zieht, so erstaunt man, hier so wenig schöne Paläste und Kirchen zu finden, die doch in Italien so häufig sind.

Das so berühmte große Opernhaus allhier ist das Studium aller Baumeister, weil es die ganz besondere Eigenschaft hat, daß selbst die in der größten Entfernung dieses ungeheuern Umfangs ge-

gesprochene Worte allenthalben sehr genau verstanden werden. Die uns noch ziemlich unbekannten Gesetze des Schalles haben dem Baumeister dieses Schauspielhauses nicht zur Richtschnur dienen können, daher man füglich annehmen kann, daß eine noch nicht entdeckte zufällige Ursache diese Wirkung hervorgebracht habe. Der preußische Oberste von Knobelsdorf, der das Opernhaus in Berlin gebaut hat, vorher aber eine Reise nach Italien that, hielt sich lange in Parma auf, um die Verhältnisse dieses Theaters zu studieren. Es ist unstreitig das größte in ganz Europa; der zu den Vorstellungen erfoderliche außerordentliche Aufwand aber ist Ursache, daß seit mehr als vierzig Jahren nicht darauf gespielt wird.

Was Parma an Werken der Baukunst fehlt, ist hingegen in dem so wenig bevölkerten Piacenza im Ueberfluß zu finden. Sie ist unstreitig die schönste Stadt in der ganzen Lombardey. Man glaubt nicht eine Provinzialstadt, sondern die Residenz eines großen Monarchen zu sehen. Allenthalben wird man Spuren der Kunst- und Prachtliebe des Farnesischen Hauses gewahr, das hier mit königlichem Glanz residirte. Man sieht hier lange, große und breite Straßen mit herrlichen Palästen und öffentlichen Gebäuden angefüllt, desgleichen Plätze mit schönen Springbrunnen geziert. Auf dem vornehmsten Platze der Stadt stehen zwey

Statuen

Statuen zu Pferde, des berühmten Feldherrn Alexander Farnese und seines Sohns Ranuccio, die von allen Kennern unter die vortreflichsten Werke dieser Gattung gerechnet werden. Auch die Kirchen sind mit Kunstarbeiten großer Meister angefüllt, der Carrache, Guerchino und anderer.

Nahe bey dieser Stadt war es, wo der berühmte Kardinal Alberoni seine leztern Lebensjahre in der Stille zubrachte, nachdem er eine so glänzende Rolle in Europa gespielt hatte.

* * *

Man erschrickt, wenn man aus den Städten der Lombardey nach der dem Pabst gehörigen Stadt Ferrara kommt. Es hat an diesem großen und wohlgebauten Orte das Ansehen, als ob die Pest darin aufgeräumt hätte. Es fehlt nicht an schönen Palästen und prächtigen öffentlichen Gebäuden, aber alles ist öde. Man sollte über das Stadtthor die Inschrift setzen: Diese Stadt ist zu vermiethen. Die Geschichte lehrt uns, daß der Ort ehemals eine große Anzahl Einwohner hatte, jezt aber hat er nur Gebäude. Man sieht keine Menschen, und hunderte von Häusern stehen leer; ein stärkerer Beweis von den traurigen Folgen einer schlechten Regierung ist schwer zu finden. Auch halten

halten sich Reisende gewöhnlich hier gar nicht lange auf, sondern eilen fort, sobald sie bey dem hier befindlichen Grabe Ariosts dem Andenken dieses unsterblichen Dichters ihre Verehrung gezollt haben, dessen Roland noch jezt von allen Zungen ertönt. Tasso schrieb auch an diesem Orte sein vortrefliches Gedicht, daher das jezt so tief gesunkene Ferrara sich einer Ehre rühmen kann, die noch keiner Stadt je zu Theil ward; daß nämlich in ihren Mauern zwey so außerordentliche und für die Ewigkeit bestimmte Dichterwerke verfertigt wurden.

Die Einwohner, selbst der niedrigsten Volksklassen, haben die Freyheit Degen zu tragen. Dieses Vorrecht hat alle Handwerksgesellen dahin vermocht, sich in der Fechtkunst zu üben, daher auch alle benachbarte Provinzen mit Fechtmeistern aus Ferrara versehen werden.

Das unweit davon gelegene Bologna hingegen ist in einem weit bessern Zustande, weil die Regierung hier nicht ganz päbstlich ist. Diese große und volkreiche Stadt hat das Auszeichnende, daß sie die einzige in ganz Europa ist, welche unter einem souveränen Fürsten die republikanische Regierungsform behauptet *). In der That ist die Macht

*) Daß man Neuchatel hier nicht in Vergleichung bringen könne, wird jeder einräumen, dem die Verfassung dieses Fürstenthums bekannt ist.

Macht des Legaten, der hier als päbstlicher Statthalter mit vieler Pracht residirt, eine Leibwache, ja eine ganze Hofstaat unterhält, sehr eingeschränkt, weil fast alles vom Senat abhängt. Dieser hält sogar in Rom selbst beständig einen Gesandten, der großentheils dieselben Vorrechte allda hat wie die Minister großer Mächte, an denen er sich auch anschließt. Die Lage der Stadt Bologna, und ihre weite Entfernung vom Kirchenstaate, sind Ursache, daß man sie im Genuß der alten Freyheit läßt, die man unfähig seyn würde ihr mit Gewalt zu nehmen, so wenig als Ferrara zu behaupten, wenn das Haus Este seine so wohl gegründeten Ansprüche auf dieses Herzogthum hervorsuchen wollte.

Der Adel ist hier sehr zahlreich, woran die vielen Päbste Ursache sind, die Bologneser waren, und Fürsten, Marchesen und Grafen aus ihrem Geburtsorte in Menge creirten. In wenig Städten in Europa lebt man so ausschweifend. Man kann wohl sagen, daß Bologna der Wohnsitz der sinnlichen Lüste, der Musik und der Andacht ist; denn diese leztere, mit dem Aberglauben gepaart, trennt sich in Italien nie von einem zügellosen Leben. Jede Straßenecke hat hier einen Altar, jeder Altar ein Bild, und jedes Bild thut sein Wunder.

Sowohl hier als in vielen andern Städten der Lombardey herrscht die Gewohnheit, daß durch alle

Straßen

Straßen auf beiden Seiten bedeckte Porticos gebaut sind, die zwar wider den Regen und die Sonne schützen, aber auch vielen Nachtheil erzeugen. Sie entstellen die Straßen und machen sie enge, verbergen die schönen Werke der Baukunst, die für den Anblick gleichsam verloren sind, und verursachen, daß man das Steinpflaster in der Mitte ganz vernachläßigt, das mit einem ewigen Koth angefüllt ist. Ueberdem sind diese Porticos bey Nachtzeiten in nicht erleuchteten Städten sehr gefährlich. In der Dunkelheit, worin die Menschen hier herumtappen, haben die Räuber und Mörder freyes Spiel. Die ersten sind jedoch weit seltener als die leztern. Ich habe mich bemüht davon die Ursache aufzufinden, weil dieses der Fall in ganz Italien ist; einem Lande, wo die Armuth so drückend ist, und wo man sogar Banditen für eine Kleinigkeit erkaufen kann. Die Ursache ist wohl keine andere, als daß Diebe und Räuber von ihren Beichtvätern zu Wiedererstattung des Entwendeten strenge angehalten werden, und ihnen bis dahin die Absolution versagt wird, dahingegen der Mörder, er mag mit dem Tode, oder mit den Galeeren, oder auch gar nicht gestraft werden, solche ohne Anstand in der besten Form erhält.

Bologna hat einen großen Schatz an kostbaren Schildereyen und andern Kunstwerken; indessen sieht man unter den Palästen und Kirchen allhier

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

wenig Auszeichnendes. Die besten der leztern sind in Vergleich mit denen zu Rom, Florenz, Genua und Venedig schlecht zu nennen; wobey ich allein die Kirche des heiligen Petronius ausnehme, worin die berühmte Mittagslinie des Cassini befindlich ist, die man in der Mitte dieses Jahrhunderts wieder erneuert hat. Bologna ist der Sammelplaz aller italienischen Tonkünstler, Kastraten und Schauspieler, die Engagements suchen; sie finden sich hier ein, weil man aus allen Ländern sich nach dieser Stadt wendet, um solche Personen zu verschreiben; eben so wie Leipzig der Stapelplaz für Hofmeister des deutschen Reichs ist: daher sind auch die musikalischen Feste in den Kirchen hier sehr häufig, so wie die Schauspiele in Bologna zu den besten in Italien gehören, und überdem die wohlfeilsten in ganz Europa sind.

Bologna rühmt sich die älteste Universität in Europa zu seyn, und größere Gelehrten zu besitzen, als Padua, Pavia, Pisa und Sienna, welches ich dahin gestellt seyn lasse; auch die bessern Volksklassen haben den Ruf, sich mehr mit Büchern zu beschäftigen, als es sonst in Italien gewöhnlich ist. Den größten litterarischen Glanz in unsern Tagen erhielt Bologna durch die drey Schwestern Zanotti, die sämtlich Dichterinnen waren, und durch die berühmte Laura Bassi, die im achtzehnten

Jahre

Jahre den Doctorhut empfing und Collegia las *).

Das sogenannte bolognesische Institut, das in Italien bis zum Himmel erhoben wird, ist eine überaus große Sammlung von allen zu einer jeden Wissenschaft und Kunst gehörigen Dingen, die hier vereinigt zu finden sind. Es ist gleichsam eine sinnliche Encyklopädie. Die Bibliothek enthält seltene Sachen; unter den vorzüglichsten rechnet man eine Anzahl Foliantenbände, die Naturgeschichte betreffend, worin die Produkte der drey Naturreiche mit Farben vortreflich gemalt sind. Zu dem Institut gehört ferner ein Naturalienkabinet, eine Kunstkammer, eine Sternwarte, ein anatomisches Theater, Kunstmodelle aller Arten u. s. w. Alles dieses macht, weil es hier zusammen gefunden wird, und nicht wie sonst in der übrigen Welt abgesondert ist, ein auffallendes Ganze aus, dessen Theile aber eben nicht viel Auszeichnendes haben, sondern größtentheils zu den Alltagsgegenständen großer Residenzstädte gehören. Es ist daher sehr füglich mit dem Arsenal von Venedig zu vergleichen, wovon ich im zweiten Abschnitte dieses Bandes geredt habe, das auch blos wegen der Vereinigung der mannichfaltigen

*) In Deutschland hat man ähnliche Beyspiele erlebt. Das lezte Frauenzimmer, die zum Doctor der Arzneygelahrheit öffentlich creirt wurde, war Madame Erleben.

Kriegsbedürfnisse den großen Ruf erhalten hat. Der unbefangene Beobachter läßt sich jedoch hiedurch nicht irre machen, sondern zergliedert die Gegenstände, wie sie sich darstellen.

Der Pabst Lambertini, ein Bologneser, der 1758 starb, ist der Stifter dieses Instituts; er sparte dabey weder Geld noch Mühe: es sollte vorzüglich dienen, der hiesigen Universität nicht allein aufzuhelfen, sondern ihr eigentlich einen ganz außerordentlichen Flor zu geben. Des Pabsts Absichten waren freylich recht gut; allein es gehört etwas mehr dazu, Kenntnisse zu verbreiten, oder vielmehr solche dahin zu pflanzen, wo keine sind: denn wie ein witziger neuerer Schriftsteller bey einer schicklichen Gelegenheit sehr richtig bemerkt, so ist es mit dem Baume des Erkenntnisses und dessen Wachsthum ganz anders beschaffen, als mit den Bäumen in einem Lustgarten. Hier in Bologna ist dieses äußere Gepränge ein wahres Kinderspiel; auch sind aus diesem scientifisch-trojanischen Pferde noch keine Weisen herausgegangen.

Der in der römischen Geschichte so berühmte Fluß Rubicon läuft hier zwischen den Städten Ravenna und Rimini; sein jetziger Name aber ist Pisatello.

Ancona würde unter einer weisen Regierung die größte Handelsstadt in Italien seyn, so wie sie ehemals

ehemals zu den vornehmsten in Europa gehörte. Man sieht jedoch noch viele Spuren ihrer vorigen Wichtigkeit, und einen nicht unbeträchtlichen Handel, der nur in Vergleich mit ihrem vormaligen Zustande gering ist. Dieß ist die einzige Stadt im Kirchenstaat, wo man eine Anzahl Manufakturen und Fabriken findet. Ueberhaupt wird man hier eine Industrie und Thätigkeit gewahr, die im südlichen Italien unbekannt ist. Der Adel schämt sich hier nicht merkantilische Gewerbe zu treiben, daher denn auch die vornehmsten Familien des Landes zu gleicher Zeit die größten Kaufmannshäuser formiren. Sogar die Juden, die in Rom selbst arm sind, und wie im Kerker leben, sind hier reich, und genießen große Freyheiten. Diese der päbstlichen Schatzkammer so vortheilhafte Industrie ist die Frucht des Entschlusses, Ancona zu einem Freyhafen zu erklären, welches vor ungefähr funfzig Jahren geschah. Man sieht hier noch viele Alterthümer, worunter vorzüglich der vom Trajan im Hafen aufgeführte marmorne Damm befindlich ist, in dessen Mitte der bekannte Triumphbogen dieses Kaisers steht, den man ziemlich wohl erhalten hat.

Loretto stellt das sonderbare Schauspiel einer ansehnlichen Stadt dar, die sich ganz vom Aberglauben nährt. Die erstaunliche Menge Pilger und Reisende, die das heilige Haus besuchen, die

vielen Reliquienhändler, die Rosenkranz- und Scapulierkrämer u. s. w. verschaffen den dürftigen Einwohnern dieser Stadt Subsistenz, die sonst mitten unter den hier aufgehäuften Reichthümern verhungern würden. Man hat hier auch viele Buden, worin man Marienbilder und Schaumünzen verkauft, die, nach dem Wahn der Andächtler, durch die Berührung des heiligen Hauses einen besondern Werth erhalten haben. Ich will hier keine Beschreibung dieses sogenannten Heiligthums machen, das bekannt genug ist, sowohl als die zum Besuch gehörige Ceremonien der Andächtigen, die alle auf den Knien herum rutschen; ein Anblick, der reisenden Protestanten außerordentlich auffällt. Diese guten Leute werden indessen für ihre beschwerliche Mühwaltung durch die angenehmen andächtigen Empfindungen belohnt, die in ihnen das heilige Haus erweckt, welche oft in Freudenthränen ausbrechen, wovon freylich der bloße Beobachter nichts weiß.

Eine große deutsche Fürstin, die Italien vor ungefähr vierzehn Jahren besuchte, bekam auch bey dem Besuche dieses heiligen Hauses eine Anwandlung von mystischen Empfindungen, und äusserte solche gegen ihre Begleiterin, eine deutsche Dame von vielem Verstande, die kein so heiliges Gefühl hatte, und der daher die mit den Ausdünstungen vieler Menschen und dem Dampfe zahlreicher

reicher Lampen beschwängerte Luft in einem engen Loche gar nicht behagte. Die Fürstin nährte ihren frommen Glauben an diesem heiligen Hause, und da sie einige Jahre hernach einen Beinschaden bekam, so wurden nebst den Pflastern auch Bilderchen auf die Wunde gelegt, welche durch die Berührung des heiligen Schorsteins in Loretto wunderbare Kräfte haben sollten.

Die Schätze werden in einem großen und prächtigen Saale in Schränken aufbewahrt. Obgleich man mit Grunde voraussetzen kann, daß viele von den hieher geschenkten kostbaren Edelsteinen mit kluger Vorsicht ausgetauscht worden sind; so formiren dennoch die Menge der wahrhaft guten Kleinodien, nebst den erstaunlichen Reichthümern an Gold und Silber, einen überaus großen Schatz, der vielleicht der größte ist, den die Andacht je auf unserer Erde zusammengehäuft hat. Es würde klugen und entschlossenen Kapern gar nicht schwer fallen, diese Reichthümer abzuholen. Es ist in der That unbegreiflich, daß die barbarischen Corsaren keine Versuche dieser Art gemacht haben. Die Stadt ist mit fünfhundert Mann elender Truppen besezt, die auf keine Vertheidigung vorbereitet sind, und deren Widerstand, wenn der Angriff in der Nacht geschähe, vollends höchst unbedeutend seyn würde. Man hat zwar Anstalten getroffen, in einem solchen Falle durch Signale

das ganze Land in Bewegung zu bringen; allein dieses würde vergeblich seyn, wenn die Unternehmung mit der nöthigen Klugheit und Geschwindigkeit ausgeführt würde. Ich behaupte, daß der glückliche Erfolg sodann nicht fehlen könnte, und daß blos die Erhaltung der Lorettoschen Reichthümer dem Mangel an Länderkenntnissen zuzuschreiben sey, der, wie bekannt, bey diesen unwissenden Seeräubern sehr groß ist. Loretto liegt in einer sehr geringen Entfernung vom Meere, und nichts ist leichter, als am Ufer in bewaffneten Schaluppen zu landen. Fiele es den Engländern je ein, feindselig gegen den römischen Hof zu handeln, so würden ihre Kaper gewiß den Weg zum heiligen Hause finden. Ich gebe zu, daß eine solche Handlung bey allen katholischen Völkern Abscheu gegen die englische Nation einflößen würde: hieran aber dürften sich die Kaper wohl nicht kehren, da der Gegenstand zu groß und zu außerordentlich wäre, um nicht alle andern Betrachtungen zu überwiegen.

Fünfter Abschnitt.

Florenz. Adel. Staatsverwaltung. Militärverfassung. Marine. Schauspiele. Sprache. Litteratur. Nationaleinbildung. Künste. Gallerie. Florentinische Wachsarbeiten und anatomische Präparate. Palast Pitti. Oeffentliche Gebäude. Pisa. Domkirche. Hangender Thurm. Heiliger Gottesacker. Grabmahl des Algarotti. Brücke. Bäder. Universität. Sienna. Livorno. Handel. Projekt zur Erbauung des Tempels zu Jerusalem. Russen in Livorno und deren Betragen. Ungedruckte Anekdote, eine außerordentliche Begebenheit betreffend. Quarantaine. Kaffeehäuser. Besondere Gastfreyheit.

Toscana ist unter der jetzigen Regierung das glücklichste Land in Italien. Weise Gesetze, ein blühender Handel, und eine steigende Cultur unter einem schönen Himmel. Es mangelt aber den Toscanern sehr an der gehörigen Kenntniß ihres Glücks. Wie weit läßt ihr Beherrscher selbst die besten der Medicis hinter sich zurück! Hat er gleich nicht ein so glänzendes Gefolge von Künsten, wie Cosmus sie in seinem verewigten Jahrhundert hatte, so übertrifft er ihn doch in seinen ausgebreiteten Kenntnissen und in seiner eifrigen Vorsorge für sein Volk, die bey ihm Leidenschaft ist. Künftige Geschlechter werden erst die Früchte der vortreflichen Anstalten und Verordnungen ärnten,

und in ihren Herzen dem weisen Leopold würdige Denkmäler errichten. Es ist merkwürdig, daß dieser Fürst erst seit einigen Jahren den Werth der schönen Künste kennt und schätzt. Ganz mit der Regierungskunst und den nützlichen Künsten und Wissenschaften beschäftigt, sah er seine herrliche Gallerie mit großer Gleichgültigkeit an. Keine Anstalt zu ihrem Vortheile; ja nicht einmal ein Besuch, außer die ceremonienmäßigen bey der Anwesenheit durchlauchtiger Gäste. Diese Kälte machte oft die Kunstliebhaber seufzen, und war für Reisende befremdend. Z. B. die so bewunderte Gruppe der Niobe mit ihren Kindern, die man 1771 aus dem Palast Medicis in Rom genommen, und nach Florenz gebracht hatte, war viele Jahre im Palast Pitti, in einem schlechten Geräthezimmer, unter unbrauchbaren Mobilien hingestellt, und wartete lange auf einen würdigen Plaz. Endlich ist er ihr zu Theil worden, da sich die Scene für die schönen Künste in Florenz so glücklich verändert hat. Durch erweiterte Kenntnisse hat der Großherzog wahrscheinlich den großen Werth der Künste schätzen lernen, denn er ist seit kurzem ihr eifrigster Beförderer geworden.

Das Vorurtheil, eine außerordentlich schöne Stadt zu sehen, womit ein Reisender gewöhnlich nach Florenz kommt, betrügt diejenigen, die ihre Erwartungen zu hoch gespannt, und andre schöne

Städte

Städte gesehn haben. Unmöglich kann ein unbefangener Mann, der Europa durch gethane Reisen kennt, mit übermäßiger Bewunderung von der Schönheit dieser Stadt reden, die alles Lob verdient, aber doch ihres Gleichen hat. Eine Anzahl schöner Statuen, die in der Stadt zerstreut stehen, und zum Theil sehr unschicklich placirt sind, folglich oft wenig ins Auge fallen, machen doch nicht allein die Schönheit einer Stadt aus. Das so gerühmte Steinpflaster, das aus großen Steinen besteht, ist gut, hat aber bey weitem nicht die Bequemlichkeit der Fußwege in den Straßen zu London, ja es ist nicht besser, als wie man es in Venedig, Genua und andern Städten in Italien sieht. Hier sind keine große und breite Straßen, keine prächtige Plätze, kurz nichts Auffallendes im Aeußern, als einige Paläste und öffentliche Gebäude, die Domkirche, das Batisterio, worin alle Kinder der Stadt getauft werden, verschiedene andere Kirchen, und eine schöne Brücke über den Arno; hiezu kommen die vorbesagten Bildsäulen: alles übrige hat nichts Auszeichnendes. Der große Plaz, wo der alte großherzogliche Palast (*palazzo vechio*) steht, ist der unansehnlichste von allen, obgleich verschiedene schöne Statuen und Gruppen hier angebracht sind, die mit dem schlechten gothischen Palast einen widrigen Contrast machen. Sonst ist der Platz mit gemeinen Häusern und der sogenannten Logia besezt, die zur Zusammenkunft

der

der Kaufleute bestimmt ist. Unter den Arkaden derselben sind einige der vortreflichsten Werke des Meisels aufgestellt. Der Anblick von Florenz ist ebenfalls nicht schön, von welcher Seite man sich auch nähert, so wenig als von den Terrassen des großherzoglichen Gartens, Boboli, wo man die Stadt übersehen kann. Der Prospekt aber von hier in die umliegenden Gegenden, und besonders ins Arnothal ist sehr reizend, wo man eine Menge kleiner Hügel und Weingärten sieht; allein Florenz selbst hat an dieser schönen Aussicht nur geringen Antheil. Dieses also ist das Wunder einer schönen Stadt, von welcher einer ihrer Großherzoge zu sagen pflegte, daß man sie den Fremden nur des Sonntags zeigen sollte. Vielleicht mochte diese Praleren im sechszehnten Jahrhunderte wohl einigen Grund haben, da außer Italien allenthalben die Künste noch in der Wiege lagen, und selbst die vornehmsten Städte in Europa mit hölzernen Häusern angefüllt waren. Allein die Zeiten haben sich sehr verändert.

Der florentinische Adel ist arm, so reich er auch zu den Zeiten der ersten Medicis war. Damals beschäftigte er sich aber auch noch mit der Handlung, die allein den Staat so empor gebracht hatte. Seit langer Zeit hingegen hat man diese Quelle des Reichthums verachtet, so daß ein florentinischer Edelmann sich zu entehren glauben würde, wenn

er

er das Gewerbe des großen Cosimus treiben sollte, wodurch auch noch der lezte Beherrscher von Toscana sich so ansehnliche Schätze erwarb. Man könnte glauben, daß der reichere Theil dieses Adels wenigstens Gelder zum Handel in Livorno hergeben würde, der so große Vortheile darbietet; allein ein solcher Fall war jedoch vor einigen Jahren noch unerhört, dagegen associirt man sich mit Krämern in Florenz und ist so herablassend, den Wein selbst in Palästen Bouteillenweise zu verkaufen. Die Armuth so vieler edlen Geschlechter verursucht, daß der Aufwand des Adels nicht besonders glänzend ist, dennoch steht er mit den Einkünften in keinem Verhältniß. Es sind daher schon lange Prachtgesetze auf dem Tapet gewesen, und wenn der Grundsatz richtig ist, daß der Luxus einen großen Staat bereichere, aber einen kleinen zu Grunde richte, so kann es nicht fehlen, daß die Abstellung desselben in diesem Lande die vortheilhaftesten Wirkungen hervorbringen müsse.

Der Großherzog hat auch, diesem Uebel abzuhelfen, schon 1782 sehr weise Maaßregeln ergriffen. Nicht durch Gesetze, denen man durch List ausgewichen wäre, und die in diesem Fall gewiß fruchtlos gewesen wären, sondern durch eine schriftliche Ermahnung an sein Volk, und durch sein eigen Beyspiel. Niemand wird ihm an seinem Hofe, nach seiner ausdrücklichen Erklärung, willkommener

ner seyn, als Personen in einem prachtlosen Aufzuge; dieses wird der Maaßstab seyn, wonach er sich bey Besetzung der Stellen und Ehrenämter richten wird. Er empfiehlt den Reichen, ihren Glanz in Aufmunterung der Künste, der Manufakturen, des Ackerbaues, und in wohlthätigen Handlungen zu zeigen. Auch die toscanischen Tribunäle haben weise Verordnungen erhalten, die in Italien eine außerordentliche Erscheinung waren. Der Großherzog empfiehlt besonders den Criminalgerichten, über die Freyheit der Menschen nicht zu leicht zu entscheiden; bey den Verhören Menschlichkeit, und bey den Eiden Behutsamkeit zu zeigen; die Prozesse so sehr als möglich zu beschleunigen; das Elend der Gefangenen in den Kerkern zu mildern, und sie nicht länger, als unumgänglich nöthig ist, darin schmachten zu lassen. Die Jagd hat er auch eingeschränkt, weil er sie für ein barbarisches Vergnügen hält.

Dieser preiswürdige Regent ist unermüdet für das Wohl seiner Unterthanen besorgt. Er befördert den Ackerbau auf allerhand Art, er läßt Kanäle reinigen, Dämme und Landstraßen anlegen, woran es dieser sich sonst so auszeichnenden Provinz noch sehr fehlte. Man arbeitet jezt an einer neuen, die nach Ancona führt, auch wird man nächstens eine andre nach Parma anfangen. Ein sonderbarer Zug von ihm ist, daß er blos von seinen österrei-

reichischen und spanischen Privateinkünften lebt, und die toscanischen Staatseinkünfte allein auf das Beste des Landes verwendet. Diese betragen nach deutschem Gelde ungefähr 2,400,000 Reichsthaler. Die Spielsucht der Italiener macht das Lotto zu einem ansehnlichen Zweige der Revenüen, denn es bringt hier jährlich nicht weniger denn 850,000 Lire, oder 175,555 Reichsthaler dem Staat ein, daher Leopold es nicht wohl abschaffen kann, ohne die Landeseinkünfte beträchtlich zu schwächen, und dafür große Summen dem benachbarten Genua zufließen zu lassen.

Da Toscana jezt keinen Krieg zu befürchten hat, und in einem solchen Fall es wohl an Truppen hier nicht fehlen dürfte, so ist der Militäretat in diesem Staat nur unbedeutend, denn es werden nicht völlig zweytausend Mann Soldaten unterhalten, wobey nur ein einziger General ist. Die Marine besteht nur aus ein paar Corvetten und drey Galleeren zur Beschützung des Hafens. Dagegen hat man vor einigen Jahren fast in allen toscanischen Städten eine Bürgermiliz errichtet, die besonders in Florenz, Pisa, Sienna und Arezzo auf einem guten Fuß ist.

Der Großherzog ist kein besonderer Freund des Theaters, doch liebt er Komödien mehr als Opern, daher auch bisweilen eine französische Schauspielertruppe

truppe hier spielt. Dieses war auch der Fall bey meinem lezten Aufenthalte im Jahre 1780. Die Gesellschaft war nicht schlecht, sondern so gut wie irgend eine in den französischen Provinzen; allein sie spielten vor leeren Bänken, und ohne die Wohlthaten des Fürsten und die Beyträge des Adels, der es Schande halber thun mußte, hätten sie verhungern müssen. Der widersinnige Gebrauch im Opernhause, in den Logen während der Vorstellung Karten zu spielen, herrscht hier so sehr, wie an einem Orte in Italien. Der Lärm, den dieses verursacht, sowohl als die beständigen Besuche aus einer Loge in die andere, vernichten oft das Vergnügen der andern Zuschauer bey den schönsten Arien. Allein sie sind es gewohnt, und eine vorüberrauschende Empfindlichkeit ist alles, was sie bey solcher Gelegenheit äußern. Sonst ist es dem Tone der vornehmsten italienischen Damen überhaupt gemäß, keine Aufmerksamkeit auf das Schauspiel zu zeigen. Dieses überlassen sie dem bürgerlichen Frauenzimmer. Ja einige affektiren die größte Unempfindlichkeit bey den vortreflichsten Arien der besten Sänger, und wählen auch wohl diese Augenblicke, wo alles Ohr ist und die größte Stille herrscht, sich laut zu unterhalten. Nur die Ballette sind der Talisman, der sie aus ihrer Gleichgültigkeit reißt. Dieser Reiz ist unwiderstehlich, und erhält die Aufmerksamkeit, wenn gleich die geschmacklosesten Tänze viele Tage hin-

hinter einander wiederholt werden. Ueberhaupt sind die Italiener in diesem Theile des Schauspiels noch sehr zurück. In ihren Balletten ist Erfindung sowohl, als Anordnung und Ausführung, gleich schlecht. Da die Geberdensprache ohne Karrikatur, nebst allen Talenten, die den großen Schauspieler bilden, in diesem Lande gänzlich unbekannt sind, so kann man auch keinen wahren Ausdruck von den italienischen Tänzern erwarten. Im Komischen sind ihre Geberden Karrikatur, und im Ernsthaften nichts wie Grimassen. Ihre Stärke besteht im Springen und in unanständigen Stellungen; allein man sieht keine Spur von Tanzkunst, wovon Noverre die schöne Theorie gegeben und durch wundervolle Beyspiele bestätigt hat. Diese sogenannten Ballette dauern Stunden lang, und die Italiener können sich nicht satt daran sehen. Es ist Schade, daß man zu diesen Possenspielen oft die prächtigsten Theaterverzierungen machen läßt, die Bewunderung verdienen.

Die Hauptleidenschaft der Florentiner aber ist, so wie in ganz Italien, vorzüglich Gesang und Buffonerien. Sie hassen jede Art von Schauspiel, wobey man denken muß, und nehmen dagegen mit allem vorlieb, was nur ihre groben Sinne rührt. Während meines Aufenthalts allhier sollte die verlassene Dido von Metastasio gegeben werden:

allein die erste Sängerin, welche die Rolle der Dido spielen sollte, erkrankte plözlich; demungeachtet ward diese Oper, wo die Dido als Heldin des Stücks, um welche sich die ganze Maschine wie um den Mittelpunkt herumdreht, ganz unentbehrlich ist, aufgeführt, und zwar viele Tage hinter einander: die Rolle der Dido blieb ganz weg, man sahe also die Dido ohne die Dido. Wenn der Saz jenes Philosophen wahr ist, der behauptete, um ein Volk kennen zu lernen, dürfte man nur dessen Schauspiele beobachten; so kann man wohl keine vortheilhafte Meynung von den Italienern haben.

Zu der Charakteristik der Toscaner gehört ihre Liebe zur Dichtkunst, die schon in den ältesten Zeiten diesem Volke eigen war; auch findet man hier mehr Improvisatoren, oder Stegreifreimer, als in irgend einer andern Provinz Italiens. Das Gedicht des Dante wurde selbst zu Lebzeiten dieses Dichters von dem gemeinen Volke zu Florenz in den Straßen gesungen. Zur Ehre der Toscaner kann man auch sagen, daß sie im Ackerbau größere Fortschritte als alle übrige Italiener gemacht haben.

Die toscanische Sprache, vorzüglich die in Sienna, wird für die beste in Italien gehalten. Da diese Provinz die besten Schriftsteller hervor-

brachte, und sich am meisten mit Verbesserung der Sprache beschäftigte, so gaben sie bey allen ihren Nachbarn den Ton an. Obgleich man aber den Toscanern in Ansehung der Schreibart gefolgt ist, und sie hierin für die besten Meister hält, so hat man doch ihre affektirte Aussprache ihnen überlassen. Es ist merkwürdig, daß diese eingebildete Schönheit von keiner andern italienischen Provinz nachgeahmt worden ist. Im Gegentheil ist das Sprüchwort bekannt: Lingua Toscana in bocca romana (die toscanische Sprache in einem römischen Munde.) Unter andern Abweichungen in Betracht der Aussprache, sprechen die Toscaner niemals das c aus, sondern verändern es in ein h, z. B. casa, hasa; cavallo, havallo; chiesa, hiesa; u. s. w. Der Ton klingt, als ob der Redende den Zapfen verloren hätte. Diese Affektation ist sehr alt; schon zu Dante's Zeiten war sie bey den Florentinern im Gebrauch, der in seinem berühmten Gedicht sagt, daß die Seelen in der andern Welt hieran sein Vaterland erkannt haben.

Da die Italiener, wie schon oben berührt worden, so wenig auswärtige Länder besuchen, ja sehr selten in benachbarte Provinzen ihrer eigenen Halbinsel reisen, so ist hierin die Ursache der verschiedenen Dialekte zu suchen, die sich nicht allein selbst unter den höhern Volksklassen erhalten, sondern

sogar täglich mehr Consistenz bekommen, da sich Leute finden, die in diesen verworrenen Dialekten Gedichte schreiben. Man hat jezt fünf vollständige Uebersetzungen von Tasso's befreytem Jerusalem, in fünf kauderwelschen Mundarten, nämlich in denen, die man in Venedig, in Bergamo, in Bologna, in Mailand und in Neapel redet; der Komödien zu geschweigen, die man in allen Provinzialsprachen schreibt.

Nirgends hat man so sehr an Verbesserung der Sprache gearbeitet als in Italien, und dennoch kann eine Nation, die so vortrefliche Dichter gehabt hat, keinen einzigen eleganten Prosaisten aufweisen. Man hält sonst den Venetianer Algarotti für das beste Muster in der italienischen Prosa; allein wie tief ist dieser Schriftsteller nicht in seiner Schreibart unter den vortreflichsten Prosaisten Englands, Frankreichs und Deutschlands! Die hiesige Academia della Crusca ist also ein neuer Beweis, wie fruchtlos dergleichen Sprachgesellschaften sind. Sie hat nicht mehr ausgerichtet, als die französische Akademie in Frankreich, und unsere weiland berüchtigte fruchtbringende Gesellschaft.

Es kommen hier viele gelehrte Werke heraus, die aber so pedantisch und geschmacklos sind, als wenn sie nicht im achtzehnten Jahrhunderte, son-

dern im mittlern Zeitalter geschrieben wären. Auch alte classische Werke werden neu gedruckt, oft mit Commentaren oder Noten, welche die geringe Aufklärung selbst des sich in Italien so auszeichnenden toscanischen Staats unwidersprechlich beweisen. Keine Dichter haben sie jezt gar nicht, wohl aber eine zahllose Menge Sonettenfabrikanten. Ich habe schon im ersten Abschnitte von dem elenden Zustande des hiesigen Buchhandels geredt, der ehemals hier sehr blühend war. Dieser wird wahrscheinlich noch sehr lange so wie er jezt ist bleiben, da man verhältnißweise hier gar nicht liest. Bisweilen erscheinen wohl italienische Bücher in Florenz, Parma 2c. mit großer typographischer Schönheit gedruckt, diese sind aber gewöhnlich auf fürstliche Kosten, oder doch durch große fürstliche Unterstützung hervorgebracht, und nichts weniger als Beweise von dem Flor des Buchhandels in diesem Lande, der doch ein unverwerflicher Maaßstab der Cultur einer Nation in unsern Zeiten ist.

Da die Italiener nun weder reisen noch lesen, noch andre europäische Sprachen verstehen, so ist ihr Zurücksinken nicht allein natürlich, sondern es wird auch begreiflich, daß ihnen selbst dieser Zustand verborgen bleibt. Der durch seine Reisen bekannte Irländer Sherlock unternahm es 1777 sie zu belehren. Da er ziemlich wohl die italienische Sprache verstand, so schrieb er in derselben ein

Buch, worin er ihre jetzige Litteratur beleuchtete, und ihnen ihre Geschmacklosigkeit und krasse Unwissenheit unleugbar bewies. Die großen Namen Shakspeare, Richardson, Pope und viele andere erschienen hier zum erstenmal mit Lobsprüchen in einem italienischen Buche. Es erregte ganz ausserordentliches Aufsehn; man war aber weit entfernt seine Erinnerungen zu benutzen, vielmehr wurde mit einer beyspiellosen Heftigkeit gegen ihn geschrieben, und er durchaus mit dem Epithet beehrt: il matto Inglese. Der sächsische Resident in Rom, Bianconi, war der einzige Italiener, der die Feder zu seiner Vertheidigung ergriff, und Sherlocks Vorwürfe gegründet fand.

Die hohe Meynung von derjenigen Provinz in Italien, worin ein Italiener lebt, geht bis zum Lächerlichen. Ein jeder hält sein eingeschränktes Vaterland für den herrlichsten Erdraum aller Welttheile. Die dazu gehörigen, gegründeten oder eingebildeten, Argumente werden durch die Tradition fortgepflanzt, und beständig im Munde geführt. Dieses ist der Fall von dem Römer an, bis zum Luckeser. Es ist daher nicht zu verwundern, daß die durch so manchen Vorzug sich auszeichnenden Florentiner, wo möglich, alle andre Italiener in ihren Pralereyen zu übertreffen suchen. Diese finden allenthalben nichts als Barbarey und rohe Lebensart; nur sie allein besitzen alles, haben al-

les erfunden und zur Vollkommenheit gebracht. Die großen Männer aller andern Nationen sind, nach ihrer Meynung, tief unter den ihrigen, und dergleichen Abgeschmacktheiten mehr.

Die Florentiner können nicht über Mangel an Aufmunterung klagen, allein unerachtet derselben, und der vielen Hülfsmittel, welche die große Gallerie, die Privatkunstsammlungen, die Bildsäulen auf den Straßen und die Kirchen den Künstlern darbieten, machen dennoch die Künste hier geringe Fortschritte. Nichts ist leichter, als die Erlaubniß zu erhalten, in den Palästen zu zeichnen und vortrefliche Kunstwerke zu kopiren. Die Corridors der großherzoglichen Gallerie, voll antiker Statuen und schöner Gemälde, sind mit arbeitenden Künstlern angefüllt, und den ganzen Tag für jedermann offen. Die einzige Kunst, worin man es hier zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht hat, ist die florentinische Mosaik, die den Namen florentinische Arbeit führt, da sie nirgends als hier gemacht wird. So schön indessen der Glanz, so genau die Nachahmung der Natur, und so stark die Wirkung dieser Steingemälde auch ist, so stehen dennoch deren Arbeiter als Künstler in einem sehr niedrigem Range, und werden als bloße Mechaniker angesehn. Sie verfertigen Landschaften, Blumenfrüchte und Seestücke, welche das Auge bezaubern, und kein Pinsel über-

treffen kann. Da diese Arbeiten jedoch überaus theuer sind, so werden blos kleine Stücke davon gemacht; sie würden aber, wenn es verlangt würde, die größten Landschaftsgemälde kopiren können. Die historischen Gemälde sind über die Gränzen dieser Kunst, und nur der römischen Mosaik vorbehalten, die von der florentinischen dadurch verschieden ist, daß bey der ersten blos sehr kleine Steinchen, bey der leztern aber viel größere Steine gebraucht werden, die einige Zoll lang sind.

Die großherzogliche Gallerie ist die größte Zierde von Florenz, und beweist, was eine Reihe kunstliebender Fürsten zusammen zu bringen vermögend sind. Ohne eine besondere Clausul der lezten Prinzessin des mediceischen Hauses, wäre diese herrliche Sammlung bey der Besitznehmung von Toscana des Kaisers Franciscus I. nach Wien gebracht worden, allein so ist alles in Florenz geblieben; ja man hat von der großen Menge silberner und goldner Gefäße aller Arten, die im Palast aufbewahrt werden, und noch von Cosmus II. herrühren, nicht das geringste genommen, so sehr auch diese Schätze dem Wiener Hofe bey den grossen Kriegen nothwendig gewesen wären. Diese prächtige Gallerie ist die einzige in ihrer Art, als ein Ganzes betrachtet, denn nirgends sieht man in einem einzigen Gebäude so viele Kunstwerke aller

Arten beysammen. Untersucht man aber die Theile derselben, die nicht einzig sind, so wird die Bewunderung etwas herabgestimmt; eine Betrachtung, die von den großen Lobrednern sehr selten gemacht wird. Unter der Sammlung antiker Bildsäulen, so schäzbar sie auch in der That ist, befindet sich doch nur eine einzige Statue vom ersten Range. Dieses ist die mediceische Venus.

Wie wenig ist daher diese Sammlung mit dem Clementinischen Museo zu vergleichen. Ja viele große Kunstkenner ziehen selbst die Antikensammlungen in der Villa Borghese und im Capitolio der florentinischen vor. Dieses gilt auch von den Gemälden, welche sowohl an Kunstwerth als Anzahl vielen Gallerien in Europa nachstehen müssen. Selbst das herrlichste Gemälde in Florenz, die sogenannte *Madonna della sedia* von Raphael, ist nicht in der Gallerie, sondern im Palast Pitti, der Residenz des Großherzogs.

Das einzige, was diese große Kunstsammlung von allen Gallerien in Europa auszeichnet, und nirgends gefunden wird, sind zwey Zimmer mit den Porträts der größten Maler angefüllt, und zwar alle von der eignen Hand der Künstler gemalt. Die Anzahl derselben beläuft sich über zweyhundert. Mengs ist der lezte, der sein Porträt eingeschickt hat; es ist von größerer Form, als ir-

gend eines in der Sammlung, auch hat er selbst dessen Plaz bestimmt. Battoni in Rom ist auch um das seinige ersucht worden; da aber dieser Künstler mehr auf Geld als auf Ruhm sieht, so will er lieber auf die Ehre, sich in Gesellschaft der größten Meister seiner Kunst zu verewigen, Verzicht thun, als etwas umsonst arbeiten. Denn als ich gegen ihn meine Befremdung äußerte, sein Porträt nicht in der Gallerie zu Florenz gefunden zu haben, war seine Antwort: „Ich habe keine „Zeit für solche Arbeit; wenn sie mir es bezahlen, „werde ich es machen!“

Die verstorbene Churfürstin von Sachsen, eine Prinzessin, die sich mit der Dichtkunst, Malerey und Tonkunst zugleich beschäftigte, bot dem Großherzoge bey ihrem Hierseyn auch ihr Porträt zu seiner Sammlung an, und überschickte es nachher aus Deutschland von ihr selbst gemalt; sie paradirt hier nicht als Fürstin, sondern als Malerin, und zwar mit dem Pinsel in der Hand: doch ist der Rahm des Bildes mit einer großen Krone geziert. Zur Gallerie gehört auch eine Sammlung etrurischer und andrer antiken Gefäße, wie auch viele Geräthe der Alten, sehr künstliche Wachsarbeiten u. s. w. Unter diesen Wachsarbeiten befinden sich alle Theile des Körpers anatomisch mit einer großen Täuschung dargestellt, die für Künstler und Wund-

ärzte,

ärzte, ja für jeden denkenden Kopf sehr lehrreich sind *).

Das Kostbarste von Kunstwerken aber befindet sich in der Tribune, die das Allerheiligste dieses Kunsttempels ist. Dieses ist ein sehr zierliches Cabinet von runder oder vielmehr achteckiger Form, mit einer domartigen Decke, wodurch das Licht hinein fällt. Hier sieht man den Ausschuß der Gallerie: die mediceische Venus, nebst fünf andern antiken Statuen, verschiedene Gemälde von Raphael, eine vortrefliche Madonna von Corregio, eine Venus von Titian, und andre mehr. Im Jahre 1780 wurden in der Tribune Bauverände-rungen

*) Ein Theil dieser vortreflichen Wachsarbeiten ist kürzlich nach Wien geschafft, und in der dasigen chirurgischen Akademie, mit eben so viel Pracht als Geschmack, aufgestellt worden. Da noch bis jezt von Seiten des Hofes keine Wissenschaft oder Kunst in dieser Kaiserstadt thätige Aufmunterung findet, als die Chirurgie, so erregen die Anstalten zu ihrem Flor destomehr Verwunderung. Einer ihrer vortreflichen Lehrer, der Professor Hunczovsky, hat die florentinische Idee noch weiter und zweckmäßiger ausgedehnt. Er hat nämlich allerhand Glieder des menschlichen Leibes, die mit Wunden und Schäden behaftet waren, in Wachs verfertigt, um es dadurch den Eleven anschauend zu machen, unter welchen Umständen eine Operation vorzunehmen oder zu unterlassen sey. Es ist eine Gallerie von Krankheiten, die durch die große Geschicklichkeit des erfahrnen Meisters das Auge täuschen, und den besten Unterricht gewähren.

rungen gemacht. Dieser Bau betraf blos das Innere der Gallerie, und ward mit dem größten Eifer betrieben. Der Großherzog war oft selbst zugegen, und munterte die Arbeiter auf. Besonders war seine Aufmerksamkeit auf einen großen Saal gerichtet, der für die Gruppe der Niobe bestimmt wurde. Dieser Saal wird einer der prächtigsten in Europa werden. Man hat die ohnehin schon beträchtliche Anzahl der Galleriezimmer durch neue vermehrt, und alle nur einigermaßen vorzügliche Gemälde aus den großherzoglichen Lustschlössern genommen, um sie in der Gallerie aufzuhängen. Da das Graben nach Alterthümern ehemals mit besondern Beschwerlichkeiten verknüpft war, so hat der Großherzog diesen jezt abgeholfen, und den Unternehmern durch ein bestimmtes Gesez alle Aufmunterung gegeben.

Der Palast Pitti ist die Wohnung der großherzoglichen Familie. Er führt den Namen von seinem ersten Besitzer, der ihn im funfzehnten Jahrhundert erbaute, allein durch diese Baukosten zu Grunde gerichtet und gezwungen wurde, ihn wieder zu verkaufen, da ihn denn das mediceische Haus an sich brachte und vergrößerte. Alberti, von einer edlen toscanischen Familie, war Baumeister desselben. Dieser Künstler, der in seinen Werken nach den Grundsätzen Vitruvs verfuhr, und die Denkmäler von Griechenland und Rom unabläßig studierte, war der erste von den Neuern,

der über die Baukunst geschrieben hat: desgleichen schrieb er in lateinischer Sprache Abhandlungen über die Malerey und Bildhauerkunst.

Dieser Palast, der auf einer Anhöhe liegt, ist nicht groß, aber schön, prächtig möblirt, und mit herrlichen Frescomalereyen geziert. Die hier befindlichen Gemälde sind in großer Anzahl, und zum Theil schäzbarer als diejenigen, welche man in der Gallerie sieht. Hier ist auch das vorerwähnte nie genug zu preisende Gemälde Raphaels, das unter dem Namen der *Madonna della sedia* bekannt ist, und die heilige Jungfrau mit ihrem Kinde sitzend vorstellt. Es ist nicht über zwanzig Zoll groß, allein wegen der Stärke des Ausdrucks, der in diesem bezaubernden Bilde herrscht, so auszeichnend und auffallend, daß selbst Nichtkenner davon hingerissen werden.

Hinter dem Palast ist der großherzogliche Garten, der größtentheils aus Terrassen besteht, mit vielen Springbrunnen geziert ist, und einen großen Umfang hat. Uebrigens hat dieser Garten nichts prächtiges, und wird auch ziemlich vernachläßigt. Er dient zum Spaziergange für wohlgekleidete Leute. Ich traf hier den Prätendenten an, der sich seit einigen Jahren hier aufhält, und ein sehr einsames Leben führet. Er kommt niemals nach Hofe, und vermeidet auch alle Gesellschaften, weil

er

er auf den königlichen Titel Anspruch macht, den man ihm nicht geben will. Eben dieser unbefriedigte Ehrgeiz trieb ihn aus Rom, wo seine Familie seit so vielen Jahren geliebt und bedauert wurde, und wo sein Bruder, der Kardinal York, noch jezt in großem Ansehn steht. Vor seiner Vermählung waren viele vom römischen Adel so gefällig, ihm den Majestätstitel zu geben, nachdem er aber seine Gemahlin, eine geborne Gräfin von Stollberg, in den Gesellschaften als Königin aufführen wollte, so brachte dieses die römischen Damen auf. Es wiederfuhren ihm verschiedene Kränkungen, worauf er Rom verließ und sich hieher begab.

Die hiesige Domkirche ist außerordentlich auffallend, sowohl ihrer Größe, als auch des farbigen Marmors wegen, womit sie bedeckt ist. Es ist ein würdiges Denkmal der vormaligen republikanischen Herrlichkeit. Dieses gilt auch von dem Taufgebäude, das nahe bey der Domkirche, allein von derselben abgesondert steht. Die Thüren desselben sind von Metall, und in kleine Fächer abgetheilt, worin Begebenheiten aus der biblischen Geschichte, der Kirchenhistorie, und der Legende, auf das vortreflichste mit unnachahmlicher Kunst vorgestellt sind. Michael Angelo bewunderte diese Thüren so sehr, daß er zu sagen pflegte, sie verdienten die Thüren des Paradieses zu seyn. In diesem Gebäude werden alle Kinder aus der Stadt ge-

getauft. Ich erinnere mich nirgends, als in Toscana, dergleichen abgesonderte Taufgebäude gesehn zu haben.

Man kann Pisa nicht ohne Rührung betrachten. Eine so alte, ehemals so reiche, mächtige und volkreiche Stadt, nunmehr zu dem Grade der Niedrigkeit gesunken, daß sie eine arme Provinzialstadt eines kleinen Staats geworden ist. Der Umfang der Stadt ist sehr beträchtlich, und nimmt noch denselben Raum ein als vormals, da sie der Sitz eines blühenden und kriegerischen Freystaats war; allein die Bevölkerung derselben beträgt nur achtzehntausend Seelen, daher die Straßen leer und öde sind, und auf vielen das Gras wächst. Dieser Mangel an Menschen verursacht, daß einige hundert Häuser hier unbewohnt sind, und die Miethe der bewohnten in einem höchst niedrigen Preise steht. Die Lebensmittel sind hier auch wohlfeil, und der Luxus gering, daher denn viele arme adliche Familien hier wohnen, und den gänzlichen Verfall der Stadt hindern. Dieser Armuth ungeachtet werden das ganze Jahr durch hier Schauspiele gegeben, und im Carneval werden prächtige Opern gespielt. Es war ein sehr glücklicher Zufall für Pisa, daß der Graf Orlow diese Stadt im lezten Türkenkriege zu seinem Hauptquartier erwählte. Da Livorno der einzige Hafen im mittelländischen Meere war, wo die russische Flotte mit

allem

allem versehn werden konnte, so kam sie nach ihren Excursionen und Expeditionen immer wieder dahin zurück. Weil aber wegen der Menge des Adels Pisa dem Grafen besser als Livorno behagte, so ward während dem ganzen Kriege erstere Stadt sein Hauptsitz. Die vornehmsten Offiziers folgten seinem Beyspiele, besonders im Winter. Die Entfernung ist nur zwey deutsche Meilen, daher denn alles hier war, und ein seit Jahrhunderten nicht gesehener Ueberfluß in Pisa herrschte, dessen Folgen die Einwohner noch jezt empfinden.

Pisa ist eine der ältesten Städte in Italien. Schon zu Strabo's Zeiten war sie eine sehr ansehnliche Seestadt. Damals lag sie am Meere, das sich seitdem nach und nach zurückgezogen hat. Diese Abweichung des Meeres ist in Italien fast allen großen Ufern gemein, wo sich die Flüsse in die beiden Meere ergießen, die es umringen. Viele behaupten sogar, daß mit jedem Jahrhunderte die appenninischen Gebirge niedriger würden, und daß durch ihre Erde, die von den Flüssen zum Meere geführt wird, Italien sich allmälig vergrößere.

Wenn man von Massa Carrara, oder der genuesischen Seite, in die Stadt kommt, so stellt sich sogleich der Domplaz dar, der ganz mit Gras bewachsen ist. In der Nähe stehen wenige Häuser,

und

und wenn es nicht ein Feyertag ist, wird man hier keinen Menschen gewahr, so daß man in einen bezauberten Ort zu kommen glaubt; denn die prächtigen Gebäude dieses Platzes formiren eine überaus herrliche Gruppe, und reißen zur Bewunderung hin. Die Domkirche, das Taufgebäude mit seinen metallenen Thüren wie in Florenz, der hangende Thurm, der heilige Gottesacker, *Campo santo*, alles dieses steht mitten im Grase, wie eine Dorfkirche. Die schönsten Zierrathen der Baukunst sind hier bey verschiedenen Gebäuden angebracht, die sowohl Größe als Majestät haben, und der hangende Thurm ist der zierlichste in Italien.

Die Domkirche wurde im Jahre 1016 von Boschetto de Dulichio, einem griechischen Baumeister, fast aus lauter griechischen Trümmern gebaut. Sie ist von innen und außen mit Marmor bedeckt, den die Pisaner zur Zeit ihres großen Handels aus der Levante holten. Sie beschifften damals alle Inseln des mittelländischen Meeres und des Archipelagus, desgleichen die Küsten von Kleinasien, Syrien, Egypten und Afrika. Die Kirche hat hundert große Fenster, die das Innere erleuchten; das Aeußere aber ist mit vielen Säulen und Pilastern geziert. Man hält sie für das schönste Werk der gothischen Baukunst in Italien. Eine große Anzahl Granitsäulen, die dieses herrliche

Gebäude stützen, sind von griechischen Händen nach dem besten Stil verfertigt. Viele derselben sind von einem einzigen Stück Granit, und einige sogar von Porphyr. Von diesem leztern kostbaren Stein ist eine neun Fuß hohe Säule, die man am hohen Altar sieht.

Das Taufgebäude und der hangende Thurm sind auch mit solchen griechischen Ruinen geziert. Es ist kein Zweifel mehr, daß dieser schöne Thurm wirklich gesunken sey. Man hat das lächerliche Vorurtheil, als wenn er so hangend erbaut worden wäre, hinreichend widerlegt; denn man sieht augenscheinlich, daß die untern Pfeiler, wie auch die Schwelle gesunken sind: außerdem würden auch die Pilaster auf der sinkenden Seite kürzer seyn gemacht worden. Er hat sich blos dadurch schon sechshundert Jahr erhalten, daß die Steine so wohlgehauen, und die Materialien außerordentlich gut verbunden sind. Wenn man von dem Gipfel desselben eine perpendikuläre Linie bis zur Erde zieht, so ist der Abstand von dem untersten Theile des Thurms funfzehn Fuß. Der Thurm hat acht Stockwerke und ist 188 Fuß hoch. Man rühmt, daß dieses hangende Gebäude dem großen Galilei die Bequemlichkeit verschafft habe, den Fall der Körper genau zu berechnen.

Der heilige Gottesacker, oder Campo santo, ist ein großes längliches Viereck mit hohen Mauern umge-

umgeben, die von Ghiotto, Ghiottino, Stephano, Buffalmaco und andern berühmten Meistern gemalt sind, die bald nach der Wiederherstellung der Malerey florirten. Die Gegenstände sind alle biblisch. Diese Mauern umschließen ein kleines Feld, dessen Erde alle in der Nähe des heiligen Grabes in Jerusalem ausgegraben worden ist. Dieses geschah zu den Zeiten der Kreuzzüge, an welchen die Pisaner auch Antheil nahmen. Da nun jedermann Reliquien aus Palästina nach Europa brachte, hatten sie den besondern Einfall, durch diese Art von Heiligthum ihre Stadt zu verherrlichen; daher denn ihre Schiffe, die muthige Krieger und Waffen nach dem gelobten Lande führten, anstatt der gehofften Reichthümer verwundete Soldaten und Erde zurückbrachten. In dieser heiligen Erde beygesezt zu werden, ist eine besondre Ehre, die nicht ohne viele Kosten erlangt wird. Das prächtigste Mausoleum in diesem Campo santo ist dem Andenken des Grafen Algarotti gewidmet, der hier 1765 gestorben ist. Der König von Preußen hat es diesem seinen gelehrten Freunde (so wie er auch die Asche des Marquis d'Argens zu Aix in der Provence geehrt hat) errichten lassen, und selbst die Grabschrift gemacht, die in wenig Worten viel, vielleicht zu viel sagt. Man liest hier: Algarotti Ovidii aemulo, Neutoni discipulo, *Fridericus*. Der König hat mit ihm bis an seinen Tod Briefe gewechselt, und

hätte er sich von seiner Krankheit wieder erholt, so würde er seinen königlichen Freund nochmals besucht haben. — Eine Abtheilung auf diesem Gottesacker besteht aus einer besondern Composition Erde, die, wie man versichert, in neun Tagen die Körper verzehrt.

Außer den oben angeführten Werken der Baukunst, besitzt Pisa noch andre schöne öffentliche Gebäude und Paläste. Vorzüglich aber ist hier eine zierliche marmorne Brücke über den Arno zu erwähnen, auf welcher die so bekannten jährlichen Gefechte gehalten wurden, die zum großen Leidwesen des pisanischen Pöbels aller Klassen von dem jetzigen Herzog abgeschafft sind.

Eine halbe Stunde von Pisa sind warme Bäder, die stark von den Italienern besucht werden, besonders seitdem sie vor einiger Zeit auf großherzoglichen Befehl in sehr guten Stand gesezt worden sind. Ordnung, Reinlichkeit und Bequemlichkeit herrschen hier, welches man selten in Italien rühmen kann. Der Weg nach diesen Bädern geht bey der prächtigen Wasserleitung vorbey, die ein herrliches Denkmal alter Zeiten ist. Ueberhaupt ist die Gegend bey Pisa sehr reizend, und übertrifft hierin alle Städte in Toscana. So reich dieser Ort indessen an vortreflichen Werken der Baukunst ist, so ist er doch vergleichungsweise arm

an schönen Gemälden, und ganz dürftig an antiken Bildsäulen; denn man trifft von diesen leztern auch nicht eine einzige in Pisa an.

Es ist hier auch eine Universität, die ein Observatorium, einen botanischen Garten, ein Naturaliencabinet und eine Menge Professores hat; allein man hört nicht viel von ihren Arbeiten. So gelehrt sie auch in einigen Fächern seyn mögen, so barbarisch unwissend sind sie in allem, was jenseit der Alpen vorgeht. Deutschland besonders ist für sie eine unbekannte Region. Ich habe hier mit einem Bücherschreibenden Professor der Mathematik gesprochen, der nie etwas von Leibnitz und Wolf weder gehört noch gelesen hatte. Diese grobe Unwissenheit herrscht durchaus in Italien, wovon ich unzählige Beyspiele erlebt habe. Die Ursache davon ist größtentheils diese, daß die Italiener die Erlernung andrer europäischer Sprachen ganz vernachläßigen. Selbst die französische wird in keinem einzigen Lande von Europa, Spanien ausgenommen, so wenig wie in Italien erlernt. Unter dreißig Gelehrten findet man kaum einen, der diese Sprache versteht; an andre Sprachen ist gar nicht zu denken. Denn ein Italiener, der, ohne gereist zu seyn, blos aus Liebe zu den Wissenschaften die englische oder deutsche Sprache erlernt, ist ein Phänomen, das man schwerlich in ganz Italien antreffen wird. Sie haben daher nicht den ge-

ringsten Begriff von den Schönheiten der großen englischen Dichter und Prosaisten. Was die deutsche Litteratur betrifft, so kommt sie bey ihnen nicht in die geringste Betrachtung, worüber ein Deutscher sehr artige Complimente allenthalben hören wird, wenn man ihn aus einem andern Lande zu seyn glaubt. Der Versuch des ehrlichen Neapolitaners Bertola, unsre großen Dichter unter dem Titel: Idea della Poesia Allemanna zu übersetzen, oder vielmehr zu travestiren, hat auch den Endzweck nicht erreicht, noch erreichen können, und ist daher Makulatur geworden.

Pisa ist indessen beträchtlicher als Sienna, wo auch eine Universität ist. Diese leztere Stadt liegt auf dem Wege von Florenz nach Rom, und wird daher von durchreisenden Fremden stark besucht, die sich aber gewöhnlich hier nicht lange aufhalten. Das hiesige Frauenzimmer ist das schönste in Toscana. Hier ist es, wo man sich rühmt, am besten italienisch zu reden. Ich habe mich schon über diesen Punkt erklärt, und kann durchaus diesem affektirten Dialekt keinen Beyfall geben. Die Prätensionen der Sienneser aber gehen noch weiter; sie wollen auch für die witzigsten in Italien gehalten werden, und bemühen sich daher, ihren Witz in seltsamen Redensarten zu zeigen. Ich sah auf dem öffentlichen Spaziergange einen Cavalier, der zwey Damen führte, diesem begegnete ein fremder

Opern=

Opernsänger, welcher, indem er seine Verbeugung machte, von dem Sienneser folgenden Gegengruß empfing: „Ihr Sklave, Herr Instrumentenbegleiter!“ Dieses Compliment erregte ein Gelächter, wodurch der Virtuose ganz beschämt wurde. Dieß mag zur Probe des siennesischen Witzes dienen. Das Wort Sklave ist indessen in ganz Italien ein nicht ungewöhnlicher Complimentirausdruck. Unsere dißseit der Alpen so allgemein gebräuchliche gehorsamste und unterthänigste Diener, schienen den Italienern noch nicht hinreichend genug zu seyn, ihre Unterwürfigkeit auszudrücken; sie nahmen daher zu den Galeeren ihre Zuflucht, und holten von da das Bild, um ihre Höflichkeit zu bezeichnen. Ich enthalte mich aller Reflectionen, die natürlich aus dieser Bemerkung fließen.

Die Stadt Sienna ist groß und wohlgebaut. Ihr Marktplaz, der in einer Tiefe liegt und ein Bassin formirt, ist von außerordentlichem Umfange. Die Bevölkerung ist geringe, und die Armuth hier eben so groß, wo nicht größer, als in Pisa. Von dem ehemaligen Flor sind wenig Ueberreste geblieben. Die Domkirche, die im zwölften Jahrhundert erbaut wurde, ist davon das vornehmste Denkmal, das mit kostbaren Gemälden und andern vortreflichen Kunstwerken pranget. Sie ist ungemein groß, und von außen ganz

mit schwarzem und weißem Marmor bedeckt, welches einen sehr auffallenden Anblick verursacht. Sienna hatte schon im dreyzehnten Jahrhunderte Statuten für seine Maler und Künstler; sie machten eine Gesellschaft aus, und halten ihren Rector, der in großem Ansehn stand.

Livorno giebt einen überzeugenden Beweis, welche Wunder durch weise politische Anstalten in kurzer Zeit bewirkt werden können. Ein unbedeutender Ort, mitten in einem Lande, das voller Seehafen ist, und überdem in der Nachbarschaft einer sehr reichen Stadt, welche in dem langen Besitz einer ausgebreiteten Handlung war. Wie wenig Wahrscheinlichkeit war hier zu einem schleunigen Flor, und daß man der stolzen Nachbarin in der Handlung den Rang ablaufen würde! Indessen ist es geschehn, und zwar ohne eine außerordentliche politische Revolution. Da Amsterdam seinen Handlungsflor auf den Verfall von Antwerpen gründete, so waren ganz andre wirkende Ursachen vorhanden, als hier zwischen Livorno und Genua. Es ist die einzige Handelsstadt in Italien, deren Flor steigend ist *). Ihre Volksmenge

*) In Triest ist der Handel auch steigend, allein obgleich in dieser Stadt italienisch gesprochen wird, so gehört sie doch, wie bekannt, nicht zu Italien, sondern zu Deutschland.

menge ist schon bis auf fünfundvierzigtausend angewachsen, und vermehrt sich täglich. Von meinem ersten bis zum zweiten Aufenthalte waren sechs Jahre verstrichen, in welchem kurzen Zeitraume sogar der steigende Flor der Stadt sehr merklich war. Als die Genueser Livorno an das Haus Medicis abtraten, war es ein elender und ungesunder Ort, der aber, durch die anwachsende Bevölkerung, diese üble Eigenschaft, zur Verzweiflung seiner ehemaligen Herren, gänzlich verlor.

Da Livorno also eine neue Stadt ist, so muß man hier weder Alterthümer noch neue Werke der Baukunst in prächtigen Kirchen und Palästen suchen, so wenig als Bildergallerien und Statuensammlungen. Dieses ist künftigen Zeiten vorbehalten. Indessen sieht man dafür eine außerordentliche Industrie, Fabriken, Manufakturen und Schiffahrt. Kein Hafen am ganzen mittelländischen Meere, selbst Marseille nicht, wird so stark besucht, als der hiesige. Man sucht auch von Seiten der Regierung alles hervor, die Handlung zu begünstigen. Commerzfreyheit, Traktaten mit den barbarischen Staaten, ostindische Handlung, große Toleranz, und gute merkantilische Gesetze.

Die Juden genießen außerordentliche Freyheiten, auch wimmelt hier alles von diesem Volke. Sie geben sich mit aller Art von Handel ab, be-

sonders haben sie Korallenfabriken hier angelegt, die nicht ihres gleichen in Europa haben. Ein sehr sonderbares Projekt verdient hier erzählt zu werden, um so viel mehr, da an dessen Ausführung wirklich gearbeitet worden ist. Einige deutsche Offiziers, die sich auf der russischen Flotte im lezten Türkenkriege befanden, und den berüchtigten Ali Bey persönlich kennen gelernt hatten, kamen mit verschiedenen hiesigen Juden überein, diesem damals glücklichen Rebellen den Antrag zu thun, für einen gewissen Preis Jerusalem der jüdischen Nation zu überlassen. Diese Stadt war zu der Zeit in seiner Gewalt, und seine Begierde nach Reichthümern unersättlich. Ali Bey willigte ein; allein er foderte sehr große Summen, und Unterstützung von Rußland zu seinen weitern Unternehmungen. Da dem Interesse dieses Staats die Schwächung seines mächtigen Feindes, von welcher Seite sie auch geschah, nicht anders als vortheilhaft seyn konnte, so ward ihm auch unter der Hand Beystand versprochen, und die Juden in Livorno, die bereits glänzende Entwürfe machten, sich mit der Garantie großer Höfe schmeichelten, und vielleicht gar von Aufbauung des Tempels träumten, schrieben an ihre Glaubensgenossen in England und Holland. Die verlangten Summen machten die geringste Schwierigkeit aus, und wer weiß, wie weit es noch mit diesem seltsamen Plane gekommen wäre, wenn nicht der Tod des Ali Bey

dieser

dieser Unterhandlung auf einmal ein Ende gemacht hätte.

Der lange Aufenthalt der russischen Flotte in diesem Hafen, wo sie mit allen Bedürfnissen versehn, und ihre gemachten Prisen hingebracht wurden, verschaffte der Stadt außerordentliche Vortheile, für welche denn manches übersehn werden mußte. Die Russen rechneten auf diese Nachsicht so sehr, daß sie sich Vergehungen erlaubten, die wohl in keinem Lande ungeahndet geblieben wären. Zum Beweis mag folgendes dienen: Der Hund eines russischen Offiziers, der seinem Herrn in die Stadt folgte, verlief sich bey der Thorwache unter die Gewehre, und verursachte einige Unordnung. Es war natürlich, daß die Schildwache dieses Thier verjagte, welches denn auch durch eine unsanfte Bewegung des Fußes geschah. Der Russe, durch diese Behandlung seines Hundes beleidigt, fiel mit seinem Stock über die toscanische Schildwache her, und prügelte erbärmlich darauf los. Das Geschrey des Leidenden sezte die ganze Wache mit ihrem Offizier in Bewegung, der seinen Soldaten der Wuth des Angreifers entziehn wollte, dadurch aber den Zorn des Russen vermehrte, und von ihm auch mit demselben hölzernen Maaße gemessen wurde. Das Sonderbarste bey diesem Vorfall war, daß er keine weitern Folgen hatte.

Eine

Eine weit merkwürdigere Begebenheit aber ereignete sich hier im März 1775. Eine russische Dame von unehelicher Geburt, aber aus dem durchlauchtigsten Blute dieses Landes, hatte sich zwey Jahre lang in Rom aufgehalten, woselbst sie in der größten Dürftigkeit lebte. In diesem Zustande konnte es ihr wohl nie einfallen, ihre Blicke auf einen Thron zu richten. Sie besaß Klugheit, gute Bildung, und einen sehr sanftmüthigen Charakter. Ihr eingezogenes Leben wurde aber auf einmal durch einen abgeordneten russischen Offizier abgebrochen, der gegen sie mündliche Aeußerungen von einer sehr außerordentlichen Art that, denen er durch das Anerbieten einer ansehnlichen Summe Geldes ein großes Gewicht gab. Dieses lezte Argument that die erwartete Wirkung in ihrer großen Noth. Die Dame ließ sich überreden, und kam im Anfange des Jahrs 1775 nach Pisa, woselbst sich damals der Graf Alexis Orlow befand. Dieser empfing sie wie eine Königin: er begleitete sie allenthalben, und wenn er mit ihr im Schauspielhause war, so begegnete er ihr vor den Augen des ganzen Publikums mit einer Ehrerbietung, die den gesamten Adel in Erstaunen sezte. Niemand konnte ergründen, wer diese unbekannte Dame sey, gegen die der stolze Graf so viel Herablassung bezeige. So dauerte es das Carneval durch. Endlich ward ein Vorschlag gethan, das so nah gelegene Livorno zu besuchen.

Es

Es geschah; man stieg bey dem englischen Consul Dyck ab, und alles war im Wohlleben. Bey der Tafel ward von der Flotte gesprochen, und da die Dame nie ein Kriegsschiff betreten hatte, so schlug sie die Einladung nicht aus, eins zu besehen. Wie wenig argwohnte die Unglückliche ihr Schicksal! Sie steigt mit dem Grafen ins Boot, fährt zu dem bestimmten Schiff, und wird hinein gehoben. Auf einmal verändert sich die Scene. Man kündigt ihr mit verächtlichem Tone ihre Gefangenschaft an, und schließt ihre Hände in Ketten. Das Schiff blieb noch zwey Tage auf der Rhede liegen, um sich zur Reise nach Rußland vorzubereiten. Kein fremdes Boot durfte sich diesem Schiffe nähern; denn die darauf befindlichen Schildwachen drohten Feuer zu geben, wenn man dazu Miene machte. Dieses hinderte aber nicht, daß die zahlreichen Boote der Livorneser nicht nahe genug kamen, um bisweilen den bedauernswürdigen Gegenstand ihrer Neugierde zu sehn; sie war oft am Fenster der Cajüte, wo sich ihre Verzweiflung sichtbar zeigte. Am dritten Tage segelte das Schiff mit seiner Beute ab. Ich traf wenig Tage nachher in Livorno ein, wo die ganze Stadt über diesen Vorfall noch aufgebracht war. Noch mehr aber war es der Hof, der auch seinen Unwillen sehr deutlich zu erkennen gab.

Es war dem Maler Hakert in Rom, einem Brandenburger, aufgetragen worden, die russi-

schen Siege zu malen. Da nun die Verbrennung der türkischen Flotte bey Tschesme die vorzüglichste Kriegsbegebenheit war; so ließ der Graf Orlow, um dieselbe dem Maler desto lebhafter vorzustellen, im Hafen von Livorno ein Schiff anzünden. Dieses war die Ursache, und nicht der lächerliche Bewegungsgrund, der von vielen angeführt wird, daß nämlich der Graf den Herzog von Glocester mit einem Feuerwerk von einer außerordentlichen Art habe regaliren wollen. Eine Menge Maler aus allen Provinzen von Italien kamen nach Livorno, dieses sonderbare Schauspiel zu sehn. Ob sie etwas mehr als Feuer und Rauch gesehn haben, und ob dieses weite Reisen verdiene, ist die Frage; genug Hakert malte diesen Brand der Flotte, wie auch andre See-Expeditionen der Russen, und wurde von der großen Catharina kaiserlich belohnt.

Obgleich Livorno weder große Paläste noch prächtige Kirchen hat, so fehlt es doch nicht an sehr zierlichen Häusern, die inwendig aufs herrlichste geschmückt sind. Der englische Consul Dyck hat diesen Luxus bis zu einem Grade von Ausschweifung getrieben, der in Italien selbst bey Fürsten unbekannt ist. Sein außerordentlich großes Haus war in Sommer- und Winter-Apartements abgetheilt, dabey jeder Theil, von den Tapeten an bis zu dem kleinsten Geräthe, verschieden, und mit

einer spitzfindigen Wahl für eine gewisse Jahrszeit bestimmt. Dieses Raffinement ist bekanntlich in Frankreich erfunden, und wird auch daselbst wirklich von einigen Großen in Ausübung gebracht; allein bisher ist diese Mode noch wenig in andern Ländern nachgeahmt worden, daher sie beym Ritter Dyck desto auffallender war. Indessen leistete ihm dieser Luxus sehr wesentliche Dienste. Der Graf Orlow wurde davon so eingenommen, daß er sich bey ihm einquartierte, und ihm die Besorgung der Anschaffung der Bedürfnisse für die russische Flotte übertrug. Dieses überaus wichtige Geschäft war in den Händen eines deutschen Negocianten, Namens Frank, dessen Handlungshaus das ansehnlichste in Livorno, und dem der Graf besondre Verbindlichkeit schuldig war. Er hatte auch sein schönes Haus angeboten, allein da unglücklicherweise die Distinction der Sommer- und Winterzimmer daselbst fehlte, so ward jenes vorgezogen, und dieser Wahl folgten auch die Geschäfte, welche der Engländer so wohl verstand, daß er nach einer genauen Berechnung über eine Million Zechinen dabey gewonnen hat. Man glaubte den hintangesezten Frank damit zu entschädigen, daß er vom russischen Hofe zum Generalconsul in Italien mit einem großen Gehalt ernannt wurde. Er verbat aber diesen Posten unter dem Vorwande überhäufter Geschäfte. Die Kaiserin indeß, die seine wichtigen Dienste nicht unbelohnt lassen

wollte,

wollte, gab ihm ansehnliche Handelsprivilegien, die seine Schiffe in allen russischen Häfen genießen.

Der große Handel nach der Levante und den barbarischen Seehäfen verursacht, daß man hier eine strenge Quarantaine halten muß. Niemand darf hierin auf Nachsicht hoffen; denn weder Rang, Ehrenwort, noch alle Anzeichen einer guten Gesundheit kommen hiebey in Betrachtung. Diese Quarantaine geschieht in gewissen hiezu errichteten Gebäuden, die unweit dem Hafen liegen. Die Zeit des Aufenthalts ist sehr verschieden, da die Oerter, wo man herkommt, und die Gesundheitspässe die Dauer bestimmen. Alle Gunst, die man dem Grafen Orlow hierin wiederfahren ließ, der dieses Experiment oft machen mußte, war, ihm für seine Person ein paar Tage von der festgesezten Zeit nachzulassen. Die Seefahrer scheuen die langen Quarantainen außerordentlich; sie wenden daher alle Künste an, dieses Urtheil zu vermeiden. Wenn ein aus der Levante kommendes Schiff den bestimmten Hafen in der Ferne erblickt, geräth alles in Bewegung. Jedermann muß sich reinigen und putzen, auch werden die starken Getränke nicht gespart, um der Schiffsequipage ein munteres und lebhaftes Ansehn zu verschaffen. Die Kranken müssen die Hängematten verlassen und sich gesund stellen. Sind aber ihre Krankheiten

heiten zweydeutig, so sezt man sie bisweilen des Nachts am Lande aus, noch ehe man den Hafen erreicht. Ich weiß, daß ein Kriegsschiff im Jahre 1774 dieses Manöver gemacht hat. Es hatte zwey Kranken am Bord, deren körperlicher Zustand den Schiffswundärzten unerklärbar schien. Da sie Italiener und des Landes kundig waren, brachte man sie zur Nachtzeit ans Ufer. Das Schiff sezte indessen seine Fahrt nach Livorno fort; man bekümmerte sich nicht weiter um diese Leute, von denen man auch nie etwas weiter gehört hat. Die Entdeckung würde ihr Leben in Gefahr gebracht haben; hierin sind die Gesetze äußerst streng, und in der That ist dieß der beste Theil der italienischen Polizey. Sogar das kleinste Fahrzeug, das in einen Hafen einlaufen will, wenn es gleich nur wenige Meilen von einem benachbarten italienischen Ufer kommt, muß sich erst bey den Gesundheitscommissarien legitimiren, bevor es dazu die Erlaubniß erhält.

Die Kaffeehäuser in Livorno sind die schönsten in Europa. Nichts übertrifft ihre geschmackvolle Verzierungen; allenthalben sind Spiegelgläser angebracht, und des Abends sind sie so außerordentlich erleuchtet, als ob man ein Fest feyern wollte. Die Gastfreyheit, welche die Livorneser so wenig wie die andern Italiener kennen, wird hier vollends durch einen sonderbaren Gebrauch ver-

spottet, der einer reichen Handelsstadt keine Ehre macht. Ein jeder Fremde nämlich, der kein Italiener ist, muß im Schauspielhause bey seinem Eintritt doppelt bezahlen. Wiedersezt sich der Fremde dieser inhospitablen Verordnung, so wird ihm der Eingang verwehrt. Ist Sprache, Anstand und Kleidung völlig italienisch, und man kennt ihn nicht, so wird er für einfache Bezahlung hereingelassen; allein im Fall der Entdeckung sezt er sich einer Beschimpfung aus. Wenn man auch diesen niederträchtigen Gebrauch damit beschönigen wollte, daß die Theaterlustbarkeiten hier vorzüglich für die Livorneser bestimmt wären, die zu allen Zeiten dazu beytrügen, und man daher, mit Hintansetzung aller üblichen Höflichkeit, blos auf ihren Vortheil Rücksicht genommen hätte; so könnte man doch fragen, ob denn die Mailänder, Genueser und Römer in diesem Betracht nicht eben sowohl Fremde in Livorno wären, als der Deutsche und Engländer? oder ob die Ultramontaner allein Fremde in dieser Stadt sind; mit welchem leztern Worte, im Vorbeygehn gesagt, unsre witzigen Nachbarn jenseit des Rheins genau denselben Begriff verbinden, den die Griechen und Römer bey dem Worte Barbar dachten. Dem sey wie ihm wolle, so ist dieser abgeschmackte Gebrauch blos der Stadt Livorno eigen, und ist ungeachtet aller Finanzspeculationen noch nirgends nachgeahmt worden.

Sechs-

Sechster Abschnitt.

Genua. Regierung. Charakter der Genueser. Staatsökonomie. Handel. Capitalien. Parallele zwischen Genua und Hamburg. Oekonomie. Sparsamkeit. Wissenschaften und Künste. Werke der Baukunst. Frauenzimmer. Sprache. Große Unwissenheit. Andachtsübungen. Brüderschaften. Feyerlichkeit mit der Asche des heiligen Johannes. Staatsverfassung. Adel. Befreyung von Genua durch den Pöbel 1746. Landtruppen und Marine. Hafen. Sich selbst verkaufende Galeerensklaven. Handelsgeschäfte der genuesischen Edeln. Clifford. Bank von Genua. Commerzbedrückung. St. Remo. Noli. Assembleen. Cicisbeat. Lucca.

Die ehemals so mächtige Republik Genua, die sogar eine Vorstadt von Constantinopel besaß, und den Venetianern selbst in ihren Lagunen Schrecken einjagte, ist nun zu einem Grade von Niedrigkeit herabgesunken, wo ihre Ohnmacht sich von allen Seiten zeigt, und die Dauer ihrer Existenz als Freystaat sehr zweifelhaft macht. Es war eine betrübte Nothwendigkeit, Corsica an Frankreich zu überlassen. Die Truppen der Republik waren nicht hinreichend, diese Insel gegen die tapfern Einwohner derselben zu vertheidigen, die wider die Tyranney fochten. Nach den sichersten Rechnungen kostete diese Eroberung Frankreich

zwanzigtausend Mann und sechzig Millionen Livres, wofür denn dieser Krone endlich eine kleine Insel, die ungefähr 124000 Einwohner hat, zu Theil wurde. Man würde sagen können, daß die Genueser durch die Abtretung derselben eher gewonnen als verloren hätten, wenn Corsica nicht der Stadt Genua wegen der Lebensmittel höchst nöthig wäre. Diese werden seit der französischen Herrschaft nicht mehr dahin gebracht. Geschieht es auch zuweilen, so ist es zu solchen Preisen, welche der gemeine Mann in Genua nicht bezahlen kann. Dieser Theurung wegen, deren Ende nicht zu erwarten ist, herrscht unter dem Volke eine Unzufriedenheit mit der Regierung, die sich in lautem Murren zeigt. Es ist merkwürdig, daß in diesem Falle, so wie in vielen andern, die Republiken von Genua und Venedig vollkommen contrastiren. In Venedig ist, wie bekannt, die Zunge gefesselt, hier aber läßt man selbst den heftigsten Ausbrüchen und Klagen freyen Lauf, ohne es zu ahnden. Geschieht diese Nachsicht aus angenommenen politischen Grundsätzen, so möchte man fast den für die Menschheit so nachtheiligen Satz behaupten, daß, zur Beherrschung der Völker, die Strenge der Gelindigkeit vorzuziehen sey. Denn die Unzufriedenheit des Volks mit der Regierung erweckt Abneigung gegen den Staat selbst, welches hier wirklich der Fall ist, dahingegen die Venetianer ungeachtet der Strenge, womit sie behandelt werden,

den, an ihre Republik mit der größten Zuneigung gekettet sind.

Die Dolchstiche, und oft sogar Ermordungen, werden mit dieser nämlichen Nachsicht behandelt; denn selbst die obrigkeitlichen Personen fürchten solche Anfälle. Ich war Zeuge einer Unterredung, die zwischen einem Handwerksgesellen und dem General der Republik, (der, durch einen andern Contrast mit Venedig, allemal ein Senator ist, da es in Venedig durchaus ein Fremder und ein wirklicher Soldat seyn muß,) im Palast des Doge vorfiel. Der Bruder dieses Menschen war in Verhaft gezogen worden, und zwar wegen eines Staatsverbrechens, an dem er unschuldig zu seyn vorgab. Jener verlangte daher seine Loslassung in peremtorischen Ausdrücken, und drohte widrigenfalls sich zu rächen. Mein Erstaunen überstieg alles, da dieses verwegene Betragen, an einem solchen Orte, und in Gegenwart von mehr als hundert Personen, von dem General mit einer Nachsicht und Herablassung erwiedert wurde, die bey solchen Vorfällen das sicherste Kennzeichen einer schwachen Regierung ist. Er gab sich alle Mühe, ihn zufrieden zu stellen, und widerrief auf der Stelle das vorher gegebene Verbot, dem zu folge niemand zu dem Verbrecher gelassen werden sollte.

Man hat ein altes Sprüchwort, das die Nachbarn der Genueser beständig anführen. „Ein

„Meer ohne Fische, Berge ohne Waldungen, „Männer ohne Redlichkeit, und Weiber ohne „Scham.“ Man würde aber Unrecht thun, die Bewohner danach mit aller Strenge zu beurtheilen, obgleich in solchen durchaus angenommenen Volksredensarten großentheils Wahrheit liegt. Sie haben dazu nicht wenig Veranlassung gegeben, und geben sie noch. Der Geist des Wuchers, der die Männer beseelt, verursacht, daß sie sich manches erlauben, wodurch Treue und Glauben verletzt wird; auch ist er die Ursache, daß sie sich weniger um ihre Weiber bekümmern, und ihnen große Freyheiten gestatten, welche diese denn auch zu nutzen wissen, und also das Sprüchwort einigermaßen rechtfertigen.

Die Genueser besitzen mehr Verschlagenheit und Industrie, als die andern Italiener. Dieses kommt von der Unfruchtbarkeit ihres Landes her, das von allen benachbarten schönen Ländern durch eine stiefmütterliche Natur ausgezeichnet ist. Diesem Mangel suchen sie durch Thätigkeit und Anstrengung ihrer Geisteskräfte abzuhelfen, und es ist ihnen auch von jeher ungemein wohl gelungen; denn eben so war der Charakter der alten Ligurier, die ehemals dieses Land bewohnten. Wie sehr dieser Mangel die Industrie allenthalben befördert, so wie sie der Ueberfluß erstickt, wird ein Reisender durch sehr sonderbare Beyspiele belehrt. Man vergleiche

gleiche nur das sumpfige und morastige Erdreich Hollands mit den paradiesischen Gefilden von Neapolis. Diese größere Industrie der Genueser, der daraus entstehende Wucher, und verschiedene Eigenheiten ihrer Denk- und Handlungsart, verursachen, daß sie nicht allein von ihren Nachbarn, sondern von allen italienischen Völkerschaften überhaupt gehaßt werden.

Durch eine besondere Verfeinerung der Staatswirthschaft, die man an andern Orten zum Theil, nirgends aber ganz nachgeahmt hat, treibt der Staat eine ausschließende Handlung mit allen Hauptbedürfnissen des Lebens; Brod, Wein, Oel, Holz, kurz alles Unentbehrliche, muß aus dazu bestimmten Magazinen in der Stadt gekauft werden, wo man diese Artikel durchgehends in der schlechtesten Qualität findet. Da nun überdem die Preise hoch sind, und die Contrebande nicht wohl statt findet, so ist das gemeine Volk gezwungen, diese so nöthigen Dinge daselbst zu kaufen. Der Adel und angesehene Kaufleute erhalten gegen Erlegung gewisser Abgaben das Recht, ihre Provisionen von auswärts kommen zu lassen; allein sie dürfen nicht das geringste verkaufen. Indessen ist ihnen nicht verwehrt, einige Flaschen Wein an Fremde zu verschenken, die ohne diese Höflichkeit in Genua sehr übel daran seyn würden; weil es schlechterdings unmöglich ist, für irgend einen Preis trinkba-

ren Wein zu kaufen. Dieses so ausgedehnte Monopolium ist die Ursache der außerordentlichen Armuth, die in dieser reichen Stadt das gemeine Volk drückt; es würde umkommen, wenn nicht die Menge der Stiftungen und die ansehnlichen Almosen das Uebel einigermaßen verringerten.

Die Bevölkerung der Stadt ist ungefähr achtzigtausend Seelen. Unter diesen sind nicht über zweyhundert reiche Familien; drey oder viermal so viel, die ihr ordentliches Auskommen haben, alle übrigen sind blutarm; so wie auch der Staat selbst sehr arm ist, und keine Wahrscheinlichkeit sieht, je seine großen Schulden zu bezahlen.

Man ist gewohnt, Genua für das italienische Peru zu halten. Die großen Capitalien, welche die Stadt an Könige, Fürsten und Gemeinheiten geliehen hat und noch leihet, scheinen den Begriff von unerschöpflichen Reichthümern zu bestärken. Allein derselbe wird bey einer genauen Untersuchung sehr herabgestimmt. Der gänzliche Verfall des genuesischen Handels, wozu Livorno vornehmlich beygetragen, hat die Genueser genöthigt, ihre Capitalien blos in Wechselgeschäften und Darlehn anzulegen. Daher findet man hier wenig große Magazine mit Produkten andrer Länder angefüllt, wie man sie in allen Handelsstädten häufig antrift. Alles ist aufs Geldnegoce eingeschränkt. Da nun, in

in Rücksicht auf die Staatswirthschaft, das Geld kein wirklicher Reichthum, sondern blos ein Zeichen desselben ist, so muß man es hier überdem noch als Waare ansehen. Denn ohne dasselbe müßte alle Handlung in Genua gänzlich aufhören, da es so sehr an einheimischen Produkten mangelt; ein Umstand, der auch gegenwärtig, ungeachtet aller Wechselgeschäfte, den Handel hier sehr passiv macht. Nun sollte man glauben, daß das Geld, als so zu sagen die einzige Waare betrachtet, hier im Ueberfluß vorhanden wäre; allein man würde sich irren, wie die geringste Vergleichung ausweisen kann. Die circulirende Geldsumme beträgt in Genua nicht über neun Millionen Reichsthaler, eine Summe, die, so groß sie auch ist, doch als einziger Reichthum eines reichen Staats, gar nicht außerordentlich genannt werden kann. Vielleicht hat Hamburg eine nicht geringere Circulation, obgleich dessen wahrer Reichthum nicht sowohl in Geld, als vielmehr in dem ungeheuern Vorrath aller Art roher und verarbeiteter Produkten besteht. Es sollte mir nicht schwer werden zu beweisen, daß diese große Reichsstadt, die nur ein sehr geringes Territorium besitzt, und nach der deutschen Staatsverfassung nicht als ein Staat betrachtet wird, dennoch, ob sie gleich keine aristokratischen Edlen wie Genua an der Spitze hat, die ihr einen eingebildeten Glanz geben, wegen ihres ungleich größern Handels, ihres unter alle

Volksklassen vertheilten Reichthums, ihrer Industrie, und ihres Flors überhaupt, von größerer Wichtigkeit als der Staat von Genua ist. Die auswärts geliehenen Capitalien dieses Staats betrugen im Junio des 1780sten Jahres, nach deutschem Gelde fünfundvierzig Millionen Reichsthaler, worunter aber vieles unsicher stand. Alle diese Reichthümer also, nebst allen realisirten Schulden, samt und sonders, würden nicht hinreichend gewesen seyn, im amerikanischen Kriege den Engländern sechsmonatliche Bedürfnisse zu verschaffen. Solche Berechnungen sind nöthig, um die Verhältnisse der Staaten gegen einander zu bestimmen, die öfters ungeheurer sind, als man sich einbildet.

Die große Oekonomie, die hier selbst die Reichsten beobachten, damit sie die von außen einkommenden Interessen wieder ausleihen können, übersteigt alle Vorstellung, und würde selbst einem Holländer zu weit getrieben scheinen; daher die äußerst geringe Gastfreyheit, die eingezogene Lebensart, die einfache simple Kleidung, die eingeschränkten Lustbarkeiten, und der gänzliche Mangel an Gelehrten und Künstlern, in einer so sehr ansehnlichen Stadt, welche das Vaterland eines Columbus und eines Doria ist.

Die Sparsamkeit allein konnte den sonderbaren Gebrauch der schwarzen Kleidung einführen, die so

so auszeichnend und in Europa ohne Beyspiel ist. Die Venetianer tragen zwar auch uniforme rothe Mäntel, allein sie dienen blos, farbige Kleider zu bedecken, in denen sie in Gesellschaften erscheinen. In Genua aber ist die ganze Kleidung schwarz, und jedermann, der sich im geringsten vom Pöbel entfernt zu seyn glaubt, trägt diese Farbe, und keine andre. Dieses verursacht in Gesellschaften einen so traurigen Anblick, daß die wenige Geselligkeit, die hier ohnedem herrscht, vielleicht noch mehr dadurch verringert wird.

Die Genueser lieben die Schauspiele so sehr, wie irgend ein anderes Volk in Italien, allein sie lieben das Geld noch mehr; daher sieht man niemals in Genua solche prächtige Opern, als in andern weit geringeren und kleinern Städten dieses Landes. Die schlechte Bezahlung, welche man hier den Schauspielern aller Art giebt, verursacht, daß man mehrentheils nur den Auswurf derselben erhalten kann. Kommt ja ein berühmter Sänger hieher, so geschieht es nur im Sommer, wo die mehresten Theater in Italien geschlossen sind. Man läuft zu, weil man ihn wohlfeil hören kann, obgleich das Vergnügen durch die erstickende Hitze in einer solchen Jahreszeit vielleicht zu theuer erkauft ist.

Genua ist der einzige Staat in Europa von irgend einigem Ansehn, der keine hohe Schule in

seinem

seinem Gebiete hat. Ueberhaupt ist die Gleichgültigkeit der Genueser gegen Wissenschaften und Künste unglaublich, und hierin contrastiren sie abermals mit den Venetianern, die Gelehrten und Künstlern viel Aufmunterung geben. Wären nicht die Paläste von Durazzo, Brignole, Carrega und Andern mehr mit vortreflichen Gemälden während dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert angefüllt, so würden sie es wahrscheinlich gegenwärtig nicht werden. Diese Sammlungen werden nicht vermehrt, ja nicht einmal recht unterhalten. Ein Künstler würde hier Gefahr laufen vor Hunger zu sterben. Auch findet man keine hier, so sehr man auch gewohnt ist, deren in allen ansehnlichen Städten Italiens anzutreffen. Dieses gilt auch von den Gelehrten und zwar doppelt, besonders seit Aufhebung der Jesuiten: denn die Ignoranz ist hier so groß, daß sie an wahre Barbarey gränzt; ob es gleich hier verschiedene Bibliotheken giebt, die aber wenig genutzt werden. Man würde Unrecht thun, wenn man dieses dem merkantilischen Geiste zur Last legen wollte, denn wie sehr sich dieser mit der Aufklärung verträgt, beweisen nicht allein so viele Handelsstädte Deutschlands und Frankreichs, sondern selbst Holland, wo alles Handlung athmet, und die Sparsamkeit die erste Tugend ist; England zu geschweigen, wo der Kaufmann der größte Beförderer der Künste, und oft selbst ein Gelehrter ist.

Die einzige Kunst, die hier mit großem Erfolg cultivirt wird, ist die Kunst seine Capitalien zu vermehren. Da die Genueser einen feurigen und unruhigen Geist haben, so wäre die aristokratische Macht in Gefahr, wenn Wissenschaften in diesem Staat Wurzel faßten. Vielleicht ist es die Ueberzeugung von dieser Gefahr, welche den Senat dahin bringt, alle Aufmunterung zur Cultur der Geistesfähigkeiten zu unterlassen.

Die schönen Kirchen und andre öffentliche Gebäude, die man hier sieht, sind auch aus den vorigen Zeiten, da ein ganz andrer Geist den Staat belebte. Die Kirche der Annunciation ist eine der schönsten in Italien, und auch inwendig mit einer außerordentlichen Pracht verziert. Ein gleiches kann man auch von der Cathedralkirche sagen.

Indessen ist nichts die Baukunst betreffend hier so auffallend, als die in der Luft gleichsam schwebende Brücke von Carignan, die von einem Berge zum andern gebaut ist, und tief unter sich Häuser von sechs Stockwerken hat. Dieses Werk hat die Andacht veranlaßt. Die Familie Carignan baute eine schöne Kirche, die noch jezt diesen Namen führt, und zu den schönsten in Genua gehört. Die Lage dieser Kirche auf einem Berge war für die andächtigen Seelen, die sie besuchen wollten, sehr unbequem, daher dieselbe Familie diese berühmte

Brücke

Brücke bauen ließ, welche von dem gegenüberliegenden Berge zur Kirche führt. Sie dient zugleich zu einer sehr angenehmen Promenade, von der man weit in die See sehen kann. Einen noch viel herrlichern Prospekt aber hat man von einer schönen Terrasse, die eigentlich der Hauptspaziergang der Einwohner ist, wo sich das Meer, die Stadt und unzählige Landhäuser zugleich dem Auge darstellen.

So alt Genua auch ist, so findet man doch hier fast gar keine Alterthümer, und sehr wenig antike Statuen; unter diesen ist nicht eine einzige, die man als besonders merkwürdig anführen könnte. Fragt man nach vortreflichen Werken der Bildhauerkunst, so werden drey Bildsäulen des Puget gezeigt, die, so schätzbar sie auch wirklich sind, dennoch als Kunstvorrath vortreflicher Bildhauerey in keine Betrachtung kommen, da hier von einer großen und reichen Stadt die Rede ist, welche mitten in einem Lande liegt, wo die Künste so sehr geblüht haben. Dieser Umstand und die Anzahl Gemälde großer Meister, welche auf keine Weise mit der Wichtigkeit eines solchen Orts im Verhältniß steht, da geringere Oerter, als Parma, Piacenza, Bologna, und andre mehr, viel reicher an vortreflichen Schildereyen sind, veranlaßt die Vermuthung, daß diese Geringschätzung der schönen Künste nicht sowohl aus Sparsamkeit herrühre,

re, als vielmehr Charakterzug der heutigen Genueser sey.

Die Stadt führt den Beynamen, die Prächtige. In der That kann man sagen, daß Genua nichts großes als ihre Gebäude hat; denn alles bey dieser Nation ist klein. Eine gewisse Traurigkeit herrscht aber mitten unter diesem Schimmer von Palästen und Tempeln, und giebt der Stadt ein melancholisches Ansehn. Hiezu kommt noch die durchaus übliche schwarze Kleidung. Die benachbarten Italiener sagen, daß die Genueser um ihre verlorne Treue und Glauben die Trauer tragen.

Es ist der Stolz und nicht die Liebe zur Baukunst, welcher die Genueser veranlaßt hat, ihre Stadt mit prächtigen Palästen zu zieren, die indessen, so sehr sie auch ins Auge fallen und den flüchtigen Beobachter entzücken, dennoch gänzlich von dem guten Stile der Kunst entfernt sind, den man in den Palästen in Rom und Florenz und in den Werken des Palladio bewundert. Der herrliche Prospekt, den Genua von der Seeseite gewährt, und womit die Einwohner groß thun, ist viel zu theuer durch die große Unbequemlichkeit ihrer engen und stinkenden Gassen erkauft, welche aus der Lage ihrer Stadt entsteht. Der Raum, den sie einnimmt, ist ein schmaler Erdstrich, der

sich

sich zwischen den Gebirgen und dem Seeufer befindet. Er formirt einen halben Zirkel um den Hafen, und ist so schmal, daß ein großer Theil der Stadt an den Abhang dieser Berge selbst gebaut ist, welches denn den amphitheatralischen Anblick verursacht. Es sind nur einige wenige Straßen, wo man reiten oder fahren kann; in allen andern ist kein Fuhrwerk zu gebrauchen. Selbst die prächtige Straße, Strada nuova, welche aus vierzehn Palästen besteht, hat diese Unbequemlichkeit, ob sie gleich eine der breitesten der Stadt ist. Die Visiten des Adels werden daher alle in Portechaisen gemacht, mit dem Unterschiede, daß man sich blos bey schlechtem Wetter hineinsezt, sonst aber beständig sie ledig hinter sich hertragen läßt. Die Damen haben dabey den Vortheil, daß sie immer von Cavalieren begleitet sind. So wie diese, sind sie schwarz gekleidet, wodurch sie sich von dem bürgerlichen Frauenzimmer auszeichnen, das diese Erlaubniß nicht hat, auch nicht haben mag, da sie den Putz so sehr einschränkt; obgleich jedermann, der nicht zum Pöbel gehört, oder gehören will, sowohl wie der Adel, schwarz gekleidet ist, wie ich bereits gesagt habe.

Das Frauenzimmer in Genua ist schön, allein sie entstellen sich durch ihre seltsame Tracht. Diese ist ein Schleyer von Cattun, den man Mesero nennt, mit dem sie den Kopf und den obern Theil

des

des Leibes bedecken; nichts bleibt frey als die Augen, welches sie durch künstliche Haltung des Schleyers zu bewirken wissen. Der Kopf, der Hals, die Arme, die Taille, kurz der schönste Theil des Körpers wird dadurch unsichtbar, und das Frauenzimmer gleichsam in eine Mumie verwandelt. Der ausgesuchteste Kopfputz und die schönste Kleidung befinden sich oftmals unter dieser grotesken Maske, die um so viel lächerlich ist, da die bunte Leinewand mit den seidnen Kleidern seltsam contrastirt. Diese Mode herrscht nirgends in Italien als hier. Man trägt zwar in der venetianischen Lombardey auch Schleyer, die Zendalo genannt werden, allein diese sind von schwarzseidnen Zeugen, überdem ganz anders beschaffen, und werden als eine Leibbinde in einem großen Knoten nach hinten zu geschürzt; so daß sie eine reizende Tracht sind, dahingegen der Mesero einen höchst widrigen Anblick verursacht. Die genuesischen Damen von Stande bedienen sich dieses Schleyers niemals, es sey denn, daß sie im äußersten Incognito geheime Besuche machen. Das Tragen der Juwelen ist durch die Gesetze verboten, die es nur sechs Wochen vor und sechs Wochen nach der Hochzeit den Damen gestatten.

Der gänzliche Mangel an Aufklärung des Geistes, der hier durchgehends bey den Männern herrscht, läßt in diesem Punkt keine Lobrede für

das schöne Geschlecht vermuthen. Da das Lesen hier eine ganz unbekannte Beschäftigung ist, so ist es den Schönen nicht zu verdenken, wenn sie ein Buch als die unnützeste Sache von der Welt ansehn. Spiel, Intriguen und Andachtsübungen machen den Zirkel ihrer Geschäfte und ihre einzige Unterhaltung in Gesellschaften aus. Nur eine besondere Achtung gegen Fremde kann sie dazu bringen, italienisch zu reden, denn selbst die vornehmsten Standespersonen sprechen unter einander fast immer genuesisch; ein Umstand, der besonders dem Frauenzimmer diese Mundart so eigen gemacht hat, daß es ihnen beschwerlich fällt in einer andern zu reden: ja es giebt sogar Damen vom ersten Range, die keine andre verstehen. Eine junge sehr schöne Dame, eines der edelsten Geschlechter, war 1780 unter dieser Zahl. Es wird daher für keine Beschimpfung gehalten, wenn man eine Genueserin fragt: ob sie italienisch verstehe? obgleich es allerdings etwas seltsam scheint, einer Italienerin mitten in Italien eine solche Frage zu thun.

Diese Mundart unterscheidet sich von den andern italienischen Mundarten so sehr, daß ein Fremder, mit der besten Bekanntschaft der italienischen Sprache, schlechterdings nichts davon verstehen kann. Sie dient zum Beweise, daß auf einander gehäufte Vokalen keine Sprache wohltönend machen.

chen. Denn noch niemand hat sie so gefunden: im Gegentheil macht sie einen widerlichen Eindruck, und bildet einen heulenden Ton. Das Charakteristische dieser Mundart besteht in Verkürzung der italienischen Wörter und Auslassung ihrer Consonanten, wodurch sich die Vokalen einander nähern, aufgehäuft, und also die Hälfte der Worte verschluckt werden. Z. B. der Tisch, tavola, heißt toa, scudo heißt scuo, u. s. w.

Zum Ersatz aber der unbeschreiblichen Unwissenheit, deren sich die Genueser nicht schämen, halten sie viel auf andächtige Ceremonien, und besonders auf Processionen, die in Rom selbst nicht so häufig sind. Es giebt hier mehr Brüderschaften als in irgend einer Stadt in Italien, welche sich durch uniforme Masken unterscheiden, und ein gräßliches Schauspiel verursachen. Die Kleidung ist eine Art von Schlafrock, der den ganzen Leib bedeckt, gewöhnlich von weißer Leinwand, womit auch der Kopf verhüllt ist, so daß nur zwey Löcher für die Augen in der Larve frey bleiben. Viele haben unter dieser Verkleidung Dolche oder Messer verborgen, mit denen sie im Vorbeygehen ihrem Feind Stöße beyzubringen suchen. Solche boshafte Handlungen sind hier nicht selten, und bleiben gewöhnlich ungestraft; die Larve verbirgt den wahren Thäter, den die Brüderschaft nicht nennt, sondern schützt. Bey meinem Aufenthalte in Genua em-

pfing ein mailändischer Kaufmann einen Messerstich von einem dieser Andächtler, dem er aber glücklicherweise auswich, so daß nur die Haut gestreift wurde. Die Veranlassung dazu war so unbedeutend, daß es fast unglaublich scheint. Er sagte blos zu seinem Freunde, mit dem er die Prozession vorbey passiren sah, daß die Kleidung einer andern Brüderschaft (denn bey gewissen Feyerlichkeiten machen sie Galla, und alsdann tragen sie kleine Mäntel von farbigem Taffent mit Treffen besezt) ihm besser gefiel als diese; eine unschuldige Aeußerung, die dieser Bösewicht durch einen Meuchelmord rächen wollte. Ein behutsamer Fremder muß diese Art Gaukeleyen nur in der Entfernung betrachten; denn so sehr er auch in dem ganzen übrigen Italien gewöhnt seyn mag, religiöse Andachtsübungen zu sehen, so übertrifft doch das Bizarre dieses Aufzugs, wegen der Menge grotesker Larven, und der abgeschmackten Verzierung, alles was man Lächerliches sehen kann.

Die mehresten Glieder dieser Banden sind Handwerksleute. Ein Kaufmann in Genua, so stark er auch übrigens zur Andacht gestimmt wäre, würde es für erniedrigend halten, sich zu ihnen zu gesellen. Dieses hindert aber nicht, daß Personen von den vornehmsten adelichen Familien aus Demuth das Amt der Kreuzträger bey diesen Brüderschaften über sich nehmen. Da diese Kreuze, die

bey

bey den Processionen vorangehen, sehr groß und schwer sind, und viel Geschicklichkeit und Stärke zum Tragen derselben gehört, so müssen sich die Träger lange üben, ehe sie auftreten können. Oft werden sie aber in der Lehrzeit zu Krüppeln gemacht, da sie denn ihre übrigen Tage als Märtyrer leben. Demungeachtet drängt man sich zu diesem Ehrenposten, und zahlt mit Freuden die damit verbundenen ansehnlichen Kosten. Diese dienen zu Anschaffung der Wachskerzen und aller andern Ausgaben. Der reiche Marchese Spinola war auch vor einigen Jahren Kreuzträger, und durch seine Freygebigkeit zeichnete sich seine Brüderschaft ansehnlich aus.

Die größte dieser Feyerlichkeiten geschieht dem heiligen Johannes zu Ehren, dessen Asche man vorgiebt hier zu besitzen. Sie hat schon viele Wunder gethan, und unter andern ein Schiff gerettet, das auf dem Punkte war im Hafen unterzugehen. Es war ein englisches, und folglich mit lauter Ketzern bemannt, die in der Todesangst sich an den heiligen Johannes wandten, der auch ihr unerwartetes Zutrauen belohnte und sie aus der augenscheinlichsten Gefahr rettete. Dieses Wunder zu verewigen, sezt sich am bestimmten Tage, im Monat April, alles in Bewegung. Der Senat, die Geistlichkeit, und die Brüderschaften begleiten die Asche, die in einem silbernen Kasten von Edelleu-

ten getragen wird, nach der Meeresseite, wo unter einem prächtigen Zelte eine feyerliche Messe gelesen wird, wobey die Glocken geläutet und Kanonen abgefeuert werden. Es ist merkwürdig, daß in Venedig die Politik die Führerin aller Feyerlichkeiten ist; in Genua geschehen sie aber blos aus Andacht. Die Senatoren selbst geben das Beyspiel. Man könnte es für die feinste Staatskunst halten, das Volk, in Ermangelung andrer Ergötzlichkeiten, mit Andachtsübungen zu beschäftigen, wenn nicht alles unwidersprechlich übereinstimmte, daß man die Regierungskunst hier nicht suchen müsse.

Die sonderbare Staatsverfassung von Genua ist bekannt. Der Doge wird gleich nach der Wahl ein Staatsgefangener, und darf nicht aus den Ringmauern gehn. Dieses Gesez und die Ehrfurcht, die einem solchen Oberhaupte in der Stadt erwiesen wird, veranlaßte die berühmte Antwort des genuesischen Doge, der unter Ludwig XIV. als Supplicant nach Frankreich kommen mußte. Auf die Frage: was ihm am meisten in Paris auffiele? wobey die Franzosen natürlich auf Bewunderung ihrer Hauptstadt rechneten, erwiederte er: Cest de m'y voir. Ehemals war eine Krone mit dieser Würde verknüpft, jezt aber tragen die Dogen nur Mützen. Es wird alle zwey Jahr ein neuer erwählt; nach dieser Zeit steigt er wieder vom

Thron und nimmt seinen Plaz im Senat ein; jedoch erzeigt man allen denen, die diese Würde bekleidet haben, im gemeinen Leben die Ehre, zu ihrem Namen den Titel Doge zu fügen.

Genua und Venedig heißen Freystaaten, weil einige hundert Bürger das Recht haben, über alle andre zu tyrannisiren, Gesetze nach ihrem Gefallen zu machen, sie aufzuheben, Würden und Ehrenstellen zu bekleiden, und mit den Staatseinkünften nach Willkühr zu schalten. Diese Benennung Freystaat ist also ein bitterer Spott, wodurch die Dienstbarkeit des Volks verhöhnt wird. Das Motto der Freyheit gehört blos für eine Nation, die sich selbst, oder durch ihre Bevollmächtigten regiert: nur dann ist sie frey, wenn sie Theil an der Regierung hat.

Der alte Adel macht dem neuern den Vorzug streitig, daraus entstehen Uneinigkeiten und Factionen, daran auch die übrigen Volksklassen Theil nehmen. Diese Spaltungen, die Monopolien der Regierung, und die rohe Unwissenheit der mittlern und niedern Stände, sichern die aristokratische Macht des Senats, und befestigen die Sklaverey.

Die auszeichnende Art der Genueser zu denken und zu handeln, verursacht, daß sie von allen

italienischen Nationen gehaßt werden. Dieser Nationalhaß erzeugt Verachtung bey den benachbarten Höfen, die alle Gelegenheiten ergreifen, sie zu demüthigen. Unglücklicherweise für die Genueser sind alle ihre fürstliche Nachbarn vortrefliche Oekonomen, die kein Geld zu negociren brauchen, und folglich zu keiner politischen Nachsicht gegen sie verbunden sind. Ein großer Monarch, der sie außerordentlich verachtet, gab hievon einen auffallenden Beweis, da er vor mehrern Jahren ganz Italien durchreiste, und dennoch Genua nicht mit seiner Gegenwart beehren wollte, obgleich er sich mehr als einmal in der Nachbarschaft befand, nicht leicht eine große Stadt unbesucht ließ, und besonders auf die Seehäfen sehr aufmerksam war. Man erzählt eine Anekdote, die, wahr oder falsch, selbst in Genua gäng und gäbe ist; daß nämlich dieser Monarch den Senatsdeputirten, die ihn damals nach Genua einluden, zur Antwort gegeben, daß sein Gefolge zu **klein** wäre, um in ihrer Stadt zu erscheinen.

Man erinnert sich hiebey der im Jahre 1746 geschehenen Einnahme der Stadt, und deren sonderbarer Folgen, womit die Genueser nicht wenig groß thun. In der That liefert die alte und neue Geschichte kein Beyspiel, daß eine wohldisciplinirte Armee eines kriegerischen Volks, am hellen Tage, blos vom Pöbel überwunden und aus der eroberten

ten Stadt gejagt worden ist. Man würde die Sache für unglaublich halten, wäre sie nicht in unsern Tagen geschehen. Ungerecht aber würde es seyn, wenn man dieses den kaiserlichen Truppen zur Last legen wollte; sie wehrten sich in ihrer nachtheiligen Lage aufs äußerste, und fielen als Schlachtopfer der Ungeschicklichkeit ihres Anführers, des Marchese de Botta. Dieser von allen Talenten entblößte Mann, nachdem er durch sein hartes und unbesonnenes Betragen die Genueser zur Verzweiflung getrieben hatte, war ganz unfähig, in dieser gefährlichen Lage die nöthigen Maaßregeln zu nehmen. Das Volk war in alle Häuser, Paläste und Klöster der Strada Balbi (wo das Hauptquartier der Kaiserlichen war,) und der nahe bey liegenden Plätze gedrungen. Ein unaufhörliches Feuern von den Dächern und aus den Fenstern dieser größtentheils sehr massiven Gebäude, richtete ein schreckliches Blutbad unter den Truppen an, deren Schüsse ohne alle Wirkung waren. Die amphitheatralische Lage der Stadt gab dem wüthenden Pöbel außerordentliche Vortheile. Alle von oben kommende Steine und Kugeln trafen, und die Standhaftigkeit der Truppen, in dieser Gefahr auszuhalten, diente blos ihre Niederlage zu vergrößern; sie sahen endlich keine Rettung, als in einer schleunigen Flucht. Dieses kühne Unternehmen war blos das Werk des niedrigen Pöbels. Die andern Einwohner, sowohl als der Senat,

sahen den glücklichen Erfolg noch als sehr ungewiß an, und nahmen daher keinen thätigen Antheil: sie begnügten sich, das Volk heimlich zu unterstützen, und ihnen Waffen austheilen zu lassen.

Durch diesen unerhörten Vorfall verloren die Kaiserlichen ein wichtiges Land, das, wenn es auch im Aachner Frieden nicht behauptet worden wäre, dennoch auf die Friedensartikel zum Vortheil des Besitzers großen Einfluß würde gehabt haben. Dieser große Nachtheil entstand aus der ausnehmenden Unfähigkeit eines einzigen Mannes, der zum Erstaunen aller Welt, anstatt gestraft zu werden, neue Ehrenstellen erhielt. Ein Beweis, daß er ein besserer Hofmann als Feldherr war. Wahrscheinlich hätte ihn unter der jetzigen Regierung ein anderes Schicksal erwartet.

Genua ist seitdem mit neuen Festungswerken versehen worden, die aber so weitläuftig sind, daß sie wenigstens dreißigtausend Mann zur Vertheidigung erfodern. Kommt im Fall einer Belagerung keine fremde Armee der Stadt zu Hülfe, so ist diese vermehrte Befestigung äußerst unnütz. Alle Landtruppen der Republik bestehen nur aus dreytausend Mann, größtentheils Deutsche, sowohl Offizier als Gemeine, schlecht disciplinirt, mondirt und ästimirt. Der General ist, wie schon oben gesagt, allemal einer der vornehmsten Senatoren;

toren; allein er trägt niemals Uniform, sondern hat blos zum Zeichen seiner Würde einen Rohrstock in der Hand, mit dem er auch bey allen Rathsprocessionen paradirt. Der Staat unterhält nur vier Galeeren, die hauptsächlich zu den Reisen der Senatoren dienen, die sie in die am Meere gelegnen Städte ihres Gebiets thun; desgleichen die genuesischen Damen nach den Bädern bey Pisa zu führen. Dieses ist die Bestimmung der Marine des Staats. Sehr selten kreuzen sie gegen die Seeräuber.

Der hiesige Hafen ist schön, und die Schiffe liegen darin gegen Winde und Stürme gesichert, allein dennoch würde es einem entschlossenen Seebefehlshaber nicht schwer fallen, mit einer Flotte hereinzudringen. Zu Lande wäre der Marsch von Truppen nach Genua zu unmöglich, wenn es dem Könige von Sardinien gefiele, die Pässe zu sperren. Als Don Philip im österreichischen Successionskriege mit seiner Armee von Nizza nach Genua vorrückte, so war er gezwungen so nahe am Ufer zu marschiren, daß die englischen Schiffe die Straße hätten völlig unbrauchbar machen können. Der Pfad ist hier so schmal, daß kaum zwey Reiter neben einander reiten können, und der Weg so uneben und gefährlich, daß die Cavallerie ihre Pferde beym Zügel führen mußte.

Die Nachläßigkeit der Genueser wider die Seeräuber zu kreuzen, und die vorbeschriebene äusserst schwache Regierung, verursachen einen Mangel an Sklaven zur Bemannung dieser wenigen Galeeren; ein Umstand, der um so viel sonderbarer ist, da Diebstahl und Meuchelmord hier gar nicht selten sind, und die Galeeren anstatt der Zuchthäuser dienen.

Dieser Mangel an Züchtlingen aber wird auf eine Art ersezt, die alle menschlichen Begriffe übersteigt, und die, wie ich sehr zweifle, in irgend einem Winkel der Erde als hier im Gebrauch ist. Man sollte glauben, daß die niedrigste Stufe des menschlichen Elends das Leben eines Galeerensklaven sey. Auf dem Verdeck unter freyem Himmel fast nackend angeschmiedet, der Witterung aller Jahreszeiten, und dem Ungestüm des Meers bey der elendesten Kost blosgestellt, vom Ungeziefer verzehrt, und von der Peitsche zerfleischt, scheint es, daß diese Unglücklichen das Schicksal eines Gefangenen, der in einem unterirrdischen Kerker in Fesseln liegt, beneiden müssen; denn sein Zustand, mit dem ihrigen verglichen, ist Glückseligkeit. Dennoch, durch einen unbegreiflichen Widerspruch in der menschlichen Natur, giebt es hier Menschen, die, um die Zahl der mangelnden Galeerensklaven zu ersetzen, ihre Freyheit verkaufen. Der Termin ist gewöhnlich auf ein Jahr, und der Preis zwey

Zechi-

Zechinen, die ein solcher Unmensch mehrentheils gleich versäuft. Er wird sodann auf die Galeere gebracht, entkleidet und angeschmiedet. Man macht keinen Unterschied in der Behandlung zwischen dem größten Verbrecher und einem solchen Buben. In dem Laufe des Jahres findet man oft Gelegenheit, wo er zu neuen Ausschweifungen geneigt ist; diese nützt man, er bekommt frisches Geld, und verlängert seinen Termin. Es ist daher selten, daß ein solcher Unmensch jemals seine Freyheit wieder erhält.

Der Zustand der italienischen Galeerensklaven überhaupt hat etwas die Menschheit empörendes an sich. Auf der See werden sie nie trocken; jede Welle bricht über sie, und wirft sie oft wider ihre Ruderbänke mit der größten Wuth; wobey ihnen nicht selten Arme und Beine zerschmettert werden. Sie müssen sich wöchentlich ein- auch zweymal in der See baden und sich reinigen, dennoch zehrt sie das Ungeziefer fast auf, und das Schiff stinkt wie ein Spital. Doch sind sie lustig, singen und fluchen durch einander, und besaufen sich so oft sie nur können. Giebt man ihnen nichts, wenn man sie besucht, so begaben sie die Neugierigen mit Läusen, die sie auf eine sehr geschickte Art anzubringen wissen. Die Lebensweise dieser elenden Sklaven auf den maltesischen, ragusanischen und französischen Galeeren ist so ziemlich von ähnlicher Art.

Der

Der genuesische Adel hat dem Handel nicht entsagt, sondern treibt dieses dem Staat so nützliche Gewerbe mit großem Eifer. Die zwey größten Handlungshäuser hier gehören den adlichen Familien Durazzo und Cambiasi; sie schämen sich nicht auf die Börse zu kommen, und dem geringsten Kaufmann gelegentlich zu schmeicheln. Sie sind *al banco* ganz Höflichkeit und Herablassung. Wehe aber dem Kaufmann, wenn er darauf ein System von Protection bauet! denn derselbe Mann, der auf der Börse ihm freundschaftlich die Hand gedrückt hat, wird in dem Ton eines asiatischen Despoten mit ihm reden, sobald er in seinen Palast kommt. Der ehemals große Kaufmann in Amsterdam, Herr Clifford, erfuhr davon eine Probe zur Zeit seines größten Wohlstandes, da er selbst von Fürsten karessirt wurde. Er reisete durch Genua, und wollte den Nobile Durazzo, Chef des vornehmsten Handlungshauses, in seinem Palast besuchen. Gewohnt alle Thüren der Grossen bey seinem Namen sich öffnen zu sehn, erstaunte er, daß er in der Antichambre eines Edelmanns ohne Titel und Würden vernachlässigt wurde. Er hielt es für ein Versehn des Bedienten, der seinen Namen nicht recht gemeldet hätte. Allein auf wiederholtes Anmelden, daß Herr Clifford aus Amsterdam aufzuwarten bereit wäre, wollte doch niemand erscheinen. Nachdem er länger als eine Stunde vergebens gewartet hatte, entfernte er

sich,

sich, und gab dem Kammerdiener folgenden Auftrag: „Sagt eurem Herrn, daß die Cliffords „nicht gewohnt sind zu antichambriren, und daß „die Durazzo's zu klein wären diese Ehre zu verlangen.“

Die genuesische Bank, die dem heiligen Georg geweihet ist, stellt ein sonderbares politisches Phänomen dar. Sie ist ganz von dem Senat und also von der gesezgebenden Gewalt unabhängig, und macht daher einen kleinen Staat für sich aus, der seine eigenen Gesetze hat, und nicht selten mit dem großen Staat in Streitigkeiten geräth, die jedoch nie von Folgen gewesen sind. Der Senat hat diesen Schatz auch nie angegriffen, vielmehr einen großen Theil der Staatseinkünfte damit verbunden, die durch den Kanal der Bank fließen. Sie wurde im funfzehnten Jahrhundert errichtet, und hat seit der Zeit ihre Gesetze unverändert beybehalten. Die Administration derselben ist in den Händen der reichsten Bürger, die dazu erwählt werden, und sodann lebenslang ihr Amt verwalten. Sie formiren einen Damm gegen den Mißbrauch der aristokratischen Gewalt; daher auch von allen Regierungsformen dieser Klasse, denen man mit soviel Recht den Despotismus vorwirft, die genuesische Regierung vielleicht die mildeste ist, die man je gesehn hat. Ich habe aber schon oben gezeigt, daß diese Milde nicht von politischen Gründen herrührt,

rührt, noch weniger gehört sie zu den Fundamentalgesetzen des Staats, sondern sie ist blos die Folge einer ohnmächtigen Regierung; eine Schwachheit, die sich auf allen Seiten äußert.

Da die vornehmsten und reichsten Senatoren entweder selbst Kaufleute sind, oder doch mit Kaufleuten in Geldverbindungen stehen, so ist die niedrige Politik der Regierung erklärbar, auf alle Mittel bedacht zu seyn, um die genuesischen Unterthanen, die an den Küsten wohnen, in Armuth zu erhalten. Daher die Sorgfalt, die Zugänge zu Lande nach den Seeplätzen beschwerlich zu machen, und auch den Handel ihrer Bewohner zur See einzuschränken, damit die Hauptstadt nicht darunter leiden möge. Selbst Savonna, die größte Stadt der Republik nach Genua, lebt unter dieser Bedrückung; sie hatte ehemals einen schönen Hafen, den aber die Genueser aus Eifersucht großentheils unbrauchbar gemacht haben.

Die kleine Republik St. Remo hat auch das Unglück, unter genuesischer Herrschaft zu stehen; sie genoß jedoch ansehnliche Privilegien bis 1753, da sie sich wegen einer Salzauflage widersezte. Der Widerstand, ohne alle auswärtige Hülfe, war zu ohnmächtig; sie wurde bald unterjocht, und verlor alle ihre Freyheiten. Die Genueser bauten hier ein Fort, um die Stadt im Zaum zu halten,

ten, das auch beständig mit einigen hundert Soldaten besezt ist. Am glücklichsten, von allen genuesischen Unterthanen, sind die Einwohner von Noli, die eine kleine Republik von Fischern bilden, und ansehnliche Privilegien genießen, für deren Erhaltung sie äußerst besorgt sind.

Die Regierungs- und Handlungsgeschäfte, sowohl als das Clima, haben die Gewohnheit unter dem Adel eingeführt, erst spät des Abends in Gesellschaften sich zu versammeln. Dieser Gebrauch herrscht in dem größten Theile von Italien, nur mit dem Unterschiede, daß hier der ganze Adel der Stadt in Einem Hause zusammen kommt. Dieses wechselt beständig unter allen Familien ab, so daß es nur einmal in vierzehn bis funfzehn Monaten herum kommt. Diese sogenannte Conversationi fangen Abends um neun Uhr an, und dauern bis eilf Uhr. Man spielt und genießt Erfrischungen, wenn man es begehrt, und damit hat die Conversation ein Ende. Nichts ist in den Augen eines Fremden, der nicht spielt, abgeschmackter, als diese Zusammenkünfte. Da man sich blos zum Spielen versammelt, und die Zeit kurz ist, so wird auch keine Minute verloren. Man kömmt, spielt, und eilt weg. Jedermann ist auch hier wie gewöhnlich schwarz gekleidet. Der häufige Gebrauch des Porzellains ist durch Gesetze eingeschränkt; Silberzeug hingegen darf man so viel haben, wie man nur will.

Das Cicisbeat ist zwar ein in ganz Italien eingeführter Gebrauch, allein nirgends wird es bis auf einen solchen lächerlichen und ausschweifenden Grad getrieben, als in Genua. Mit dem Hochzeitstage endigt sich aller öffentlicher Umgang eines Ehemanns mit seiner Frau. Sie dürfen schlechterdings nicht zusammen gesehen werden, weder auf der Promenade, noch in Schauspielen oder Gesellschaften, kurz nirgends als zu Hause. In andern Städten sezt sich mancher Ehemann, aus Liebe zu seiner Gattin, über diese närrische Gewohnheit weg, er hat weiter kein Besorgniß, als für einen unmodischen oder eifersüchtigen Mann gehalten zu werden; allein hier darf das entschlossenste Ehepaar keinen solchen Versuch wagen. Von allen Freunden ohne Unterschied verlassen, von Feinden verspottet, und vom Pöbel beschimpft zu werden, ist die unausbleibliche Folge, sobald sie sich öffentlich zusammen sehn lassen. Man scheuet sie, als ob sie von der Pest angesteckt wären, und sogar ihre Busenfreunde weichen solchen Eheleuten auf der Straße aus, und verbergen sich. Sie würden selbst verspottet werden, wenn sie mit so ausgezeichneten Personen sich öffentlich in ein Gespräch einließen.

Wie sehr dieser unsinnige Gebrauch, in einem wollüstigen Lande, den Sitten nachtheilig seyn müsse, wird jeder Menschenkenner einräumen, so

viel auch zu dessen Beschönigung selbst von klugen Reisenden gesagt worden ist, die in diesem Falle das Echo der Italiener waren. Es ist nichts so lächerlich auf Erden, dem man nicht einen Anstrich geben könne. Genug, die Dame wählt sich ihren Cicisbeo, der auch oft im Ehecontracte bestimmt wird, und dieser wird ihr unzertrennlicher Gesellschafter bey allen Gelegenheiten. Sie ist ganz die seinige, ausgenommen des Nachts, wo der Mann seine Stelle vertritt, doch nur auf einige Stunden; denn ein Cicisbeo, der sich seine Pflicht recht will angelegen seyn lassen, besucht seine Dame morgens früh im Bette, hilft sie an- und auskleiden, der Mann entfernt sich, u. s. w. Es ist ein Vorurtheil, daß die Italiener sehr eifersüchtig sind. Daß sie in Ansehung ihrer Weiber diese Leidenschaft nicht zeigen, wird durch das Cicisbeat vollkommen bewiesen. Ihre Eifersucht gegen ihre Geliebten aber zeichnet sich aus, nicht daß sie in einem solchen Falle stärker wäre, als bey andern Nationen, allein sie äußert sich heftiger, woran ihre hitzige und rachgierige Gemüthsart schuld ist, die oft durch nichts geringeres als Mord und Tod befriedigt werden kann.

Der Ursprung dieser so sonderbaren Sitte ist vielleicht darin zu suchen, daß man den Italienern ehemals zu große Vorwürfe wegen ihrer Eifersucht machte, die sie gern von sich abwenden wollten,

da sie denn nach und nach auf die andere Extremität geriethen.

Wenn indessen der moralische Nachtheil des Cicisbeats bey den freyen Sitten unsrer Zeit nicht in Betrachtung kommt, so ist doch der physische und politische Nachtheil des Staats, besonders in Genua außerordentlich, wovon folgendes ein unwidersprechlicher Beweis ist. Es giebt hier Kaufleute aller Nationen, besonders deutsche, englische und französische; diese leztern aber sind alle aus der französischen Schweiz. Im Jahr 1780 befand sich auch nicht ein einziger Franzose in Genua als Kaufmann etablirt; ein Umstand, der merkwürdig ist, da man keine Handelsstadt in Europa ohne französische Häuser findet. Diese Ausländer sind größtentheils ansehnliche Kaufleute; aber alle insgesamt, ohne Ausnahme, zu welcher Nation sie auch gehören, sind unverheirathet. So sehr dieser Grundsaz eines unehelichen Lebens, den eine solche Menge reicher Leute angenommen hat, auch dem Staat in Ansehung der Bevölkerung nachtheilig ist, so ist dieses doch das geringste Uebel. Kein Fremder etablirt sich in Genua, ohne den festen Vorsaz zu fassen, nur eine Anzahl von Jahren zu sammeln, und sich sodann wieder weg zu begeben. Dieses gewisse Anhäufen der Capitalien kann hier nicht leicht fehlen, wenn man die gehörigen Handlungskenntnisse hat, ohne alle Familie ist,

ist, und die äußerste Sparsamkeit beobachtet. Nach einer festgesezten Zeit also, wenn der Tod nicht dazwischen kommt, zieht ein jeder fremde Kaufmann ohne Unterschied, da er durch nichts hier gefesselt ist, von Genua mit seinen erworbenen Reichthümern weg; ein Schade, der für den Staat unendlich ist. Ein reicher Kaufmann, aus Geneve gebürtig, der in Genua etablirt ist, und noch lebt, entschloß sich vor einigen Jahren zu heirathen, und, dem Cicisbeat zum Trotz, nach seiner Fantasie zu leben. Er erwählte sich zu Ausführung dieses Plans ein reizendes Mädchen aus seinem Vaterlande, deren Besitz ihn für alles andre schadlos halten sollte. Von aller Welt abgesondert, und eins in dem andern glücklich, hielten sie eine Weile aus, und lebten wie Eremiten mitten in einer volkreichen Stadt. Der Verdruß aber, wie Gefangene, von allen Gesellschaften, Spatziergängen, Schauspielen u. s. w. ausgeschlossen zu seyn, da man sie schlechterdings in diesem Falle nicht besuchen kann, ohne insultirt zu werden, wirkte auf sie so stark, daß Beide krank wurden. Der Tod machte in kurzer Zeit dem Gram der jungen Schönen ein Ende, und überließ es ihrem zärtlichen Gatten, ein Unglück zu beweinen, woran er allein schuld war, und das er hätte vorher sehen können.

Die Republik Lucca stellt ein von dem genuesischen sehr verschiedenes Bild eines Freystaats dar.

Man findet hier unter den Bürgern eine größere Gleichheit, und eine Art von Freyheit, die man in ganz Italien vergebens suchen würde. Dieser kleine Staat, der an Volksmenge und Einkünften mehreren unsrer großen Reichsstädte weit nachstehen muß, erhält sich durch seine Kleinheit und Armuth, und genießt seines Glücks in Ruhe. Die Freyheit hat hier eine Industrie erzeugt, die sowohl in der Stadt als auf dem Lande aufs äußerste getrieben ist. Die Felder sind sehr wohl angebaut, und in der Stadt ist alles mit Manufakturarbeiten beschäftigt. Vorzüglich wird hier eine ungeheure Menge Maskerade-Larven verfertigt, die mit vieler Kunst gemacht werden, worin es niemand den Luckesern gleich thut; daher diese Waare in einem Lande, wo das Carneval ein so großer Gegenstand ist, einen sehr einträglichen Handlungszweig ausmacht. Man duldet hier keine Juden. Auch ist es merkwürdig, daß man in Lucca nie die Jesuiten hat aufnehmen wollen, selbst zu der Zeit nicht, da dieser Orden halb Europa regierte. Es ist eine große Frage, ob unter der Fahne des heiligen Ignatius die Industrie und Ruhe der Luckeser noch jezt zur Charakteristik dieses kleinen Staats gehören würden.

Siebenter Abschnitt.

Rom. Charakter der neuern Römer. Stolz, Priesterreligion. Toleranz. Geselligkeit. Hang zur Politik. Kardinal Bernis und Herzog von Grimaldi. Zankfisch. Messerstiche. Protestanten. Papiergeld. Bettler. Ausstattung armer Mädchen. Frauenzimmersitten. Kirchenbesuche. Ungeheures Pilgerhospital. Collegium der Propaganda. Sanskritta-Sprache. Deutsches Seminarium in Rom.

Rom ist die prächtigste Stadt in Europa, mit der keine verglichen werden kann. Sie ist außerdem die vornehmste in der Welt, für den Künstler, den Kunstliebhaber, den Alterthumsforscher, und überhaupt für jeden denkenden Kopf, von welcher Nation oder Religion er auch immer seyn mag. Prachtvoll in ihren ungeheuern Ruinen, in ihren Kirchen, Palästen, Springbrunnen, öffentlichen Statuen, Säulen und Obelisken; dennoch aber bilden diese Wunder der Kunst kein hinreißendes Ganze. Blos in seinen Theilen ist Rom bewunderungswürdig. Oft stehen die herrlichsten Gebäude im Winkel, wo sie keine Wirkung thun, und überdem noch von niedrigen Gegenständen umgeben sind. So steht das Pantheon auf einem kleinen Platze, wo die Weiber den ganzen Tag Fische zum Verkauf braten, auch andre Lebensmittel verkaufen. Der große Plaz Navonna,

wo der majestätische Springbrunnen ist, der alle in Italien übertrifft, hat größtentheils mittelmäßige Häuser, und dient zum Trödelmarkt. Die prächtige Fontaine von Trevi, mit ihrer Opern-Decoration, liegt ganz versteckt. Die bewunderungswürdige Treppe von Trinita di monte wird durch eine sehr schlechte Kirche geschändet, zu welcher sie führt. Die große Laterankirche, von welcher der Pabst Pfarrer ist, liegt auf dem Felde. Selbst die Peterskirche, ehe man die Colonnade erreicht, hat sehr schlechte Zugänge u. s. w.

Durch einen erstaunungswürdigen Wechsel der Dinge findet man bey den Nachkommen des berühmtesten, tapfersten und freyesten Volks der Vorwelt, Ruhmlosigkeit, Feigherzigkeit und Sklaverey in einem hohen Grade vereinigt. Man trift auch bey ihnen keine Spur von dem heroischen Charakter der alten Römer an. Die Neuern haben von ihren Vorfahren nichts als den Stolz übrig behalten, der ihnen so wenig zukommt, und sich doch auf so mannichfaltige Art äußert; auch unterlassen sie nie, die auf den alten Denkmälern prangenden Worte: Senatus populusque Romanus, noch jezt allenthalben anzubringen, so lächerlich es auch klingt.

Dieser Stolz, der den Römern troz ihrer Armuth, ihrer Unwissenheit, und bey so vielen andern

dern Mängeln eigen ist, muß in der That Mitleiden erwecken; er hat keinen Grund als in dem großen Namen der alten Bewohner, und in der Menge der Kunstwerke längst verstorbener Künstler. Indessen zeigt er sich sowohl bey dem Tagelöhner als dem Fürsten in allem, auch sogar in der Art sich auszudrücken. Ein geringes Haus, dessen Eigenthümer einen gewissen Rang hat, heißt hier gleich palazzo, (Palast). Man nimmt aus Praleren die Namen berühmter Helden an; daher alle ansehnliche Familien hier mit Cäsaren und Scipionen reichlich versehen sind. Sendet man einen gemeinen Kerl als Boten irgend wohin, so nennt er diese Verrichtung eine ambasciata (Ambassade). Der Fürst, wenn er gleich nicht viertausend Scudi Einkünfte hat, spricht von seinem Hofe (corte). Der Koch eines vornehmen Mannes führt den hochtrabenden Titel, Ministro della cucina, und ein jeder Bedienter nennt sich della famiglia (von der Familie) des Fürsten oder Kardinals N. N.

In der Menge dieser Pflastertreter suchen die hiesigen Großen ihren Pomp zu zeigen; allein dieser Aufwand ist blos scheinbar, da das Lohn dieser Leute nur sehr gering ist, und sie größtentheils von der erbettelten Mancia leben müssen. Dieser schändliche Gebrauch wird hier bis zur größten Ausschweifung getrieben. Hat man bey einem

vornehmen Manne gespeist, oder auch nur eine bloße Audienz erhalten, so begeben sich die Bedienten den folgenden Tag nach der Wohnung des Fremden, und verlangen ihre Mancia, (Trinkgeld) das nach dem Verhältniß, in dem man mit ihrem Herrn steht, eingerichtet seyn muß. Wer keine fernere Audienz verlangt, oder mit der gehabten unzufrieden ist, und daher kein Trinkgeld geben will, hat die größten Grobheiten zu erwarten; denn sie verlangen es als Schuldigkeit. Dieser barbarische Gebrauch ist hier so allgemein, daß selbst die Bedienten des Pabsts sich einstellen, damit keine Audienz unbezahlt bleibt. Viele behaupten, daß manche Kardinäle selbst einen Antheil an der Mancia ihrer Leute haben, die in Jahresfrist eine sehr beträchtliche Summe ausmacht; denn oft muß der Stolz dem Geldgeiz weichen, so außerordentlich ersterer auch bey den Kardinälen ist. Diese Leute stellen sich im Range den Königen gleich, und dünken sich über die Churfürsten erhaben, und zwar aus dem lächerlichen Grunde, weil aus ihrem Corps der Pabst erwählt wird, der den Rang über den Kaiser hat, daher die Wahlfürsten des erstern auch einen höhern Rang als die Wahlfürsten des leztern haben müssen. Dieser Einbildung zufolge geschah es vor einigen Jahren, daß ein Kardinal, der an einem churfürstlichen Hof einen Auftrag hatte, alles Ceremoniel bey Seite sezte, und unangemeldet nach Hofe fuhr. Eine nicht

bloß

blos kaltsinnige, sondern vielmehr verächtliche Abweisung aber lehrte ihn den großen und wesentlichen Abstand zwischen ihm und einem regierenden Churfürsten fühlen.

Dieser römische Stolz dauert ungeachtet der Demüthigungen, die der päbstliche Stuhl jezt von allen Seiten duld'en muß, und der noch zu erwartenden Unfälle, noch immer mit einer Halsstarrigkeit fort, die gewiß nicht den Namen Politik verdient. Es ist bekannt, daß die Päbste den protestantischen Monarchen noch bis auf den heutigen Tag den Königstitel verweigern. Als der Tod des großen Königs von Preußen in der römischen Zeitung angekündigt wurde, hieß es, daß il Sovrano di Prussia gestorben sey. Wenn vom türkischen Kaiser die Rede ist, so wird er nach dem römischen Kanzleystil nicht Sultan, sondern il Tiranno genannt.

Es ist natürlich, daß dieser durch alle Stände herrschende Stolz den Luxus, ungeachtet der überaus großen Armuth, befördern muß. An Festtagen und bey Feyerlichkeiten thun es die Weiber und Mädchen der niedrigsten Volksklassen durch ihren Putz und Anzug fast den Damen gleich. Die Kleidung ist ihre Hauptsorge; sollten sie auch zu Hause beständig von Früchten und Gemüse leben müssen. Oft hat eine solche Donna, die im seide-

nen

nen Kleide strotzt, nur ein einziges Hemde, das sie in Lumpen eingehüllt wäscht; wobey es in diesem warmen Clima nur kurze Zeit zum Trocknen braucht. Des Nachts schlafen sie alle nackend. Viele Weiber, deren Männer sehr unbeträchtliche Bedienungen haben, müssen an Festtagen einen Bedienten in Livree hinter sich haben, wenn sie zur Kirche gehn; daher sie zu diesem Endzweck einen Tagelöhner miethen, der diese Commission für zwey gute Groschen nach deutschem Gelde übernimmt. Er legt seine Universallivree an, und tritt ehrerbietig hinter der Signora her. Anderswo würde dieses ein Gelächter erzeugen; allein hier im Gegentheil erzeugt es größere Achtung, selbst bey Personen, die solche Frauenzimmer kennen, und von diesem Groschencontract vollkommen unterrichtet sind.

Durch diesen so allgemeinen Stolz wird die Munterkeit erstickt, die nur durch eine freye Lebensart erzeugt wird, von der man hier weit entfernt ist. Denn alles, was nicht allein zur geistlichen, sondern auch zur bürgerlichen Regierung des Staats gehört, ist in den Händen der Priester, die fast alle Würden und Aemter von Wichtigkeit besitzen. Hiedurch wird die Dürftigkeit und der Müßiggang, der den Italienern überhaupt eigen ist, noch mehr befördert, die nichts eifriger wünschen, als von der Arbeit befreyt zu seyn, da-

her

her sich auch *tausende* von den Einwohnern Roms ganz allein auf die Bettelbrocken verlassen, die vor den Klöstern täglich in ungeheurer Quantität ausgetheilt werden; ein Umstand, der den Pöbel nicht wenig an das System seiner Religion und das Mönchswesen kettet.

Kein Ort in der Welt stellt ein solches Bild der Traurigkeit dar als Rom, wo Pracht und Heucheley herrschen. Zu den oben angeführten Ursachen kommt noch der fatale Sirocco-Wind, der auf die Menschen, so lange er weht, erstaunlich wirkt, und sowohl Geist als Körper niederdrückt; ferner der Mangel an öffentlichen Schauspielen, die zahllosen Priesterschaaren, und die schwarze Favoritkleidung. Rom ist voller Hofhaltungen, weil jeder Kardinal seinen eigenen Hof hält; da nun die Verstellungskunst zu den Hofsitten gehört, so ist es erklärbar, wie sehr sie in dieser heiligen Stadt zu Hause ist. Der Ehrgeiz ist der Hauptaltar, worauf das heilige Collegium opfert; hierauf wurde auch der römische Stuhl gegründet, und diesem System blieb man durch so viele Zeitalter getreu. Das Capitol veränderte sich, der Vatican nie. Indessen haben wir es Rom zu verdanken, daß in den Jahrhunderten der Barbarey das heilige Feuer der Wissenschaften auf der Erde nicht gänzlich erlosch.

Es sind viele der Meynung, daß unter den Großen in Rom viel Irreligion herrsche, ob sie gleich äußerlich die Kirchengebräuche nicht vernachläßigen. Dieses aber ist ein Irrthum, denn ich bin überzeugt, daß alle Stände hier durchaus so vollgläubig sind, wie an einem Orte in der Christenheit; obwohl die Römer überhaupt weniger Eifer mit ihren Religionsceremonien verbinden, als andre Nationen, wovon ich in der Folge reden werde. Man thut daher den hiesigen Regierern Unrecht, wenn man die neuern Wunder, die Reliquien und andre Dinge dieser Art als Priesterkünste betrachtet, die man anwendet, das Volk zu hintergehen. Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß die Einfalt und der Aberglaube zuerst solche miraculösen Ideen erzeugten, die nachher von tiefdenkenden Priestern in ein System gebracht, und so sehr mit der Religion verwebt wurden, daß jeder eifrige Katholik sie endlich wie Glaubensartikel ansah. Dieses ist auch noch wirklich der Fall bey fast allen vornehmen Prälaten und Kardinälen, die den römischen Hof ausmachen. Nicht wenige von ihnen sind große Eiferer, nicht etwa blos in Betracht der Erhaltung der päbstlichen Gewalt, wovon ihre eigne abhängt, sondern auch in Dingen, die mit derselben nichts zu thun haben, und nur allein zum Köhlerglauben gehören.

Indessen denkt man in Rom sehr tolerant, und hat besonders mit Fremden außerordentlich viel Nachsicht. Diese erstreckt sich über alles. Sogar vorsezliche Beleidigungen, die Religion betreffend, werden höchst selten bestraft, wenn der Schuldner ein Fremder ist. Man läßt ihm gewöhnlich Zeit zu entkommen. Diese Nachsicht wird freylich oft gemißbraucht, allein sie ist bey einer so armen Stadt, als Rom, sehr nöthig, da die ganze Maschine des Nahrungsstandes sich um diese Axe dreht. Die unbedeutendste Empfehlung ist hier für einen Fremden hinreichend, Zutritt in den größten Häusern zu erlangen. Für einen halben Reichsthaler, auch noch für weniger, stehn alle Paläste, Gallerien und Villas in Rom dem Fremden offen. Die Höflichkeit in diesem Falle geht so weit, daß selbst fürstliche Personen sich aus ihren Wohnzimmern entfernen, um neugierigen Ausländern Plaz zu machen. Indessen ist es gewiß, daß der Stolz hieran auch wohl großen Antheil hat; denn was kann dem Besitzer mehr schmeicheln, als die laute Bewunderung seiner Schätze, die von allen Lippen strömt, und alle Reisebeschreibungen wiederhallen!

Eine herablassende Höflichkeit ist sonst kein Charakterzug des römischen Adels, der größtentheils nicht sowohl stolz als hochmüthig ist. Weil fast alle große Familien Päbste unter ihren Verwandten

wandten rechnen, und diese Statthalter Christi den Rang über Monarchen haben, so wähnen die römischen Fürsten mit den Prinzen königlicher Häuser auf gleichen Rang Anspruch machen zu können. Hiezu kommt die Größe und Pracht ihrer Paläste, die Menge der Kunstwerke in ihren Gallerien, und gewisse Vorrechte, die sie in der Stadt Rom besitzen. Der oben erwähnte Zutritt, den sie den Fremden in ihren Palästen verstatten, ist im eigentlichen Verstande nichts als ein Zutritt, oder Erlaubniß in den sogenannten Conversationi zu erscheinen, die man sich nicht ennuyant genug denken kann. Man spielt, plaudert und schmachtet für Durst, welchen zu stillen in einem so warmen Clima doch das Hauptbedürfniß des Lebens ist. Nur in einigen wenigen Häusern in Rom werden Erfrischungen gegeben, in allen andern bekommen die Conversationsgäste nichts; nicht einmal ein Glas Wasser, als nur durch die besondre Gefälligkeit der Bedienten, die sich an die erhaltene Mancia erinnern. Ordentliche Einladungen zur Tafel sind höchst selten, wie denn die Römer so wenig wie die andern Italiener die Gastfreyheit ausüben. Indessen geben ihnen die Minister der auswärtigen Höfe hiezu das Beyspiel. Der Kardinal Bernis, französischer Großbotschafter, ist außerordentlich gastfrey. Alle Freytag ist seine Tafel mit Künstlern, und sonst täglich mit Fremden besezt. Seine Haushaltung ist überaus prächtig, und er

selbst

selbst steht in großem Ansehn. Er nahm sogar während dem amerikanischen Kriege die Engländer vorzüglich wohl auf, und wenn sie nicht von selbst kamen, so wurden sie zwar nicht eingeladen, aber doch durch seine Agenten dazu aufgemuntert. Die Einkünfte dieses Kardinals sind 450,000 Livres, davon die geistlichen allein 300,000 betragen.

Obgleich der Einfluß des römischen Hofes auf die europäischen Welthändel längst gänzlich aufgehört hat, so ist man doch nirgends aufmerksamer auf politische Begebenheiten als hier. In allen Gesellschaften ertönt Politik. Man nahm viel mehr Interesse an dem bey meinem lezten Aufenthalte in Italien fortdauernden Kriege zwischen England und Frankreich in Rom, als selbst in Paris, so unbegreiflich dieses auch scheint. Merkwürdig aber ist, daß man in allen Provinzen von Italien, ohne Ausnahme, durchaus englisch gesinnt ist, so verschieden auch nicht allein die Religionsmeynungen sind, sondern auch alles übrige bey beiden Nationen angetroffen wird. In der That muß es einem beobachtenden Reisenden auffallen, daß die Franzosen in allen Ländern von Europa ohne Unterschied verhaßt sind, welches man von keiner andern Nation sagen kann. Der Unbefangene schäzt die unleugbaren Verdienste dieses so sehr aufgeklärten Volks, überläßt

aber die ausschließende Bewunderung derselben den Höfen.

Frankreich und Spanien haben gegenwärtig Gesandten in Rom, die Beide ehemals als Staatsmänner diese großen Reiche regiert haben; dieses sind der obengedachte Kardinal Bernis und der Herzog von Grimaldi. Der geendigte Krieg vereinigte ihr Interesse und beförderte ihre Freundschaft: indessen wurde dieselbe während meines Hierseyns durch einen Fisch unterbrochen; ein Umstand, der die beiden weiland Premierminister in einem sehr kleinen Lichte darstellte, und dem römischen Pöbel Stoff zur Unterhaltung gab. Die Sache betraf einen Fisch von ganz außerordentlicher Größe, den ein Landmann zu Markte brachte, und weil damals für den Erzherzog Ferdinand große Feste gegeben wurden, für zwanzig Zechinen feil bot. Dem einkaufenden Koche des spanischen Botschafters schien dieser Preis zu hoch, um den Kauf allein zu schließen, er besprach den Fisch, und ging nach dem Palaste, mit dem Haushofmeister zu reden. Diese Abwesenheit benutzte der Koch des französischen Botschafters, und ließ den Fisch wegbringen. Man bezahlte dafür ungefodert fünfunddreißig Zechinen, damit der Ruf dieses Aufwandes das Gastmahl erhöhen sollte. Der Herzog verlangte von dem Kardinal diesen Zankfisch, allein vergebens. Der Besitz des berühmten Zankapfels

des

des Paris konnte nicht eifriger gewünscht werden. Dem Kardinal Bernis blieb also die Ehre, diesen großen Fisch, für welchen er eine eigne Schüssel machen ließ, aufzutischen, obgleich seine Freundschaft mit dem Herzoge von Grimaldi dadurch verloren ging.

Es ist bekannt, daß die Messerstiche zu den sittlichen Gebräuchen der Italiener gehören; indessen herrschen sie jezt im Kirchenstaat und Toscana weit weniger, als in Genua, Neapel und Sicilien. In Rom werden diese mörderischen Handlungen durch die Strenge und Wachsamkeit des jetzigen Gouverneurs der Stadt, Spinelli, großentheils verhindert. Die Sbirren müssen, sobald es finster wird, patroulliren, und haben dabey das Recht, jedem gemeinen Manne die Taschen zu durchsuchen. Findet man ein Messer, so ist die Galeerenstrafe unausbleiblich, wenn auch sonst sein Stand und Charakter ihn über allen Verdacht dieser Art wegsezt. Dieses ist durchaus nöthig; denn nach den Grundsätzen der Italiener ist es eben kein Bubenstück, seinem Feinde aufzulauern, und ihm heimlich Stiche beyzubringen. Ihre sophistischen Gründe, diese teuflische Gewohnheit zu bemänteln, sind sehr sonderbar. Sie vergleichen eine solche That mit einem Duell, und sagen, daß, sobald man jemand beleidigt habe, dieses figürliche Duell sogleich den Anfang nehme, und man

daher, von diesem Augenblicke an, auf seiner Hut seyn müsse, um nicht gestochen zu werden; da alle Stiche entweder heimlich von hinten geschähen, wofür man sich in Acht nehmen, oder öffentlich von vorne, die man sodann ausspariren könnte: kurz, es wäre hiebey dieselbe Vorsicht nöthig, die ein Duell mit Degen erfoderte. Die Menge der hiesigen Kirchen und deren Freyheiten begünstigen sonst diese Mordthaten, die daher, ohne die unerbittliche Strenge des Spinelli, hier vielleicht häufiger als irgendwo seyn würden. Man behauptet, daß seit der Regierung Sixtus des Fünften nie eine solche Polizey in Rom gesehen worden sey, als unter diesem Gouverneur. Dennoch sieht man hier viele Kirchschwellen mit Verbrechern besezt, die ihre Wohnung daselbst aufgeschlagen haben, und ganze Wochen, ja Monate daselbst verbleiben, bis sie die Wachsamkeit der Lauernden ermüden, und die Stadt verlassen können. Wider die Sonne und den Regen schützen sich diese Flüchtlinge auf den Thürschwellen durch ausgespannte Tücher. Einem beobachtenden Reisenden ist ein solcher Anblick sehr auffallend; er erzeugt die widrigsten Begriffe von der Gesezgebung eines Landes, die alle Annehmlichkeiten der Künste nicht wieder vertilgen können. Smollet sah vor ungefähr zwanzig Jahren in Florenz einen Kerl, der sein schwangeres Weib umgebracht hatte, vor einer Kirche ruhig herum spazieren.

Merk=

Merkwürdig ist jedoch, daß solche Mordthaten nie Religionsanimositäten zum Grunde haben, so groß auch die Anzahl der fremden Religionsverwandten ist, die sich hier beständig aufhalten. Auch ist der Bekehrungsgeist in Rom nicht groß, ob man gleich sich meldende Proselyten gern aufnimmt, die auch bisweilen, nach Beschaffenheit der Umstände, kleine Pensionen erhalten; wozu allerhand wohlthätige Fonds bestimmt sind.

Die Protestanten werden hier bey der Pyramide des Cestus begraben; ein Ort, der mit einem Kirchhofe viel Aehnlichkeit hat. Auch fehlt es nicht an Grabsteinen mit Aufschriften. Unter diesen zeichnet sich ein marmorner Grabstein mit einer deutschen Inschrift aus, den der regierende Markgraf von Anspach seinem Reisestallmeister hat errichten lassen, welcher diesen Fürsten nach Italien begleitet hatte, und hier starb. Die Begräbnisse der Protestanten geschehen gewöhnlich des Abends spät, und werden auf Verlangen von Sbirren begleitet. Diese Vorsicht ist nöthig, denn die Achtung des römischen Volks für Fremde, wenn sie nicht katholisch sind, hört mit dem Tode auf; daher man bey dem Transport solcher Leichen oft die Worte erschallen hört: al fiume, al fiume! in den Fluß, in den Fluß! ein Experiment, das ohne die Sbirren gewiß versucht werden würde. Uebrigens ist es falsch, daß der Kranke auf seinem

Todbette von geistlichen Bekehrern geplagt wird. Man fragt deshalb blos bey denjenigen an, die um den Sterbenden sind, und auf eine höfliche Verneinung geschieht kein weiterer Versuch. Dieses war auch der Fall mit einem, bey meinem hiesigen Aufenthalte, verstorbenen hofnungsvollen Zeichner, dem Sohne des großen Tonkünstlers Bach in Hamburg. Man ließ ihn nach geschehener Anfrage im Friede fahren, und seine deutschen Landsleute begleiteten ihn unter der gehörigen Bedeckung zu Grabe.

Wenn jemand sich einen deutlichen Begriff von den elenden Folgen machen will, die zu häufiges Papiergeld bey einer unweisen Regierung veranlaßt, so muß er nach Rom kommen. Man sieht hier fast nichts als Banknoten, die nicht wenig die große Armuth vermehren. Diese sind von dem sogenannten Monte de pieta ausgestellt, woselbst der Verordnung gemäß die Papiere beständig zahlbar seyn sollen; man empfängt aber selten mehr als fünf Procent baar, und für das übrige eine neue Note. Alle Zahlungen geschehen in dieser Münze, und selbst die Fremden erhalten für ihre Wechsel kein ander Geld. Um die Verlegenheit zu vermehren, ist bey großer Strafe verboten, sie mit Verlust zu discomptiren. Kurz, diese Bank ist ein wahres Gegenbild von der Londoner, die man wohl das größte Muster dieser Art nennen

kann.

kann. Mit der hiesigen Bank ist auch das Lombard verbunden, woselbst zum Besten der Armen die gute Verordnung statt findet, daß auf Pfänder bis auf zehn Scudi umsonst geliehen werden; eine Verfügung, die alles Lob und allgemeine Nachahmung verdient. Für die größern Summen aber bezahlt man Zinsen.

Das Lombard wird jedoch von den Armen, ungeachtet dieser Wohlthat, nicht zu sehr überlaufen, weil man es bequemer findet, sich der Bettelsuppen zu bedienen, die man eben nicht selbst abholen darf, sondern die viele Familien in ihre Häuser geschickt bekommen. Dieses Zusenden aber ist eine Gunst, die jedoch nicht mit zu großer Leichtigkeit gewährt wird, weil sonst diese guten Werke weniger anschaulich seyn würden, worauf doch, nach den römischen Religionsgrundsätzen, alles ankommt.

Man kann wohl sagen, daß Rom ein wahres Paradies für die Bettler ist, da sie nicht allein von so vielen Klöstern und Stiftungen Nahrung, sondern auch baare Austheilungen erhalten; auch haben sie die Freyheit, in Kaffeehäuser und andere öffentlichen Oerter zu gehen, und daselbst zu betteln. Oft wenn sie Almosen erhalten haben, verlangen sie in eben den Häusern Eis für baare Bezahlung, und setzen sich neben angesehenen Leuten

hin,

hin, es zu verzehren. Dieses wird aus christlicher Milde gut geheißen. Ein wirklich guter Gebrauch aber ist die Ausstattung armer Mädchen, die von vielen Stiftungen geschieht. Ein Mädchen kann, ohne einen Bräutigam zu haben, darum anhalten. Sie empfängt aber, wenn ihr Gesuch statt findet, blos einen Ausstattungsschein von dreißig, vierzig auch funfzig Scudi, und den Tag nach der Hochzeit erst das Geld. Bleiben die Mädchen unverheurathet, so kommt ihnen diese Wohlthat eigentlich nicht zu gute; allein dennoch wird ihnen bisweilen erlaubt, die erhaltenen Zettel zu verhandeln, welches denn mit einem großen Rabat geschieht. Diese Scheine, deren sie viele durch Bemühung von den verschiedenen Stiftungsörtern zugleich erhalten können, sammeln sie, und machen den Betrag bekannt, der bisweilen eine ganz artige Aussteuer abgiebt. Diese gute Handlungen geschehen aber mit einem Gepränge, wodurch das Verdienst derselben nicht wenig geschwächt wird. Alle Mädchen, die diese Gaben bekommen haben, müssen an einem gewissen Tage, in einer bestimmten Kleidung, eine Procession formiren, um diese Wohlthat den Augen der Welt darzustellen. Dieser öffentliche Almosenprunk hindert viele armen aber ehrliebenden Familien daran Theil zu nehmen, wodurch manches gute Mädchen unverheirathet bleibt.

So sehr auch der Hang zu verliebten Intriguen dem italienischen Frauenzimmer überhaupt gemein ist, so werden sie doch nur hier allein methodisch behandelt. Wie wäre es auch möglich, eine so ungeheure Anzahl armer Mädchen in einer Stadt an Mann zu bringen, die so viel ehelose Bewohner hat, wenn man nicht alle nur ersinnlichen Künste dabey anwendete? Viele fremde Künstler sind in diese Netze gefallen, und ganz unerwartet zu einer Frau gekommen. Solche Vorfälle ereignen sich täglich. Die Aeltern erlauben ihren Töchtern den ganzen Tag über in den Fenstern zu liegen, und anstatt daß Liebeshändel in allen andern Ländern sorgfältig vor der Mutter verborgen werden, so sind diese hingegen hier die Vertrauten ihrer Töchter, und stehen ihnen mit ihrem durch Erfahrung geläuterten Rathe bey. Wenn das geputzte Mädchen vom Fenster auf einen Vorübergehenden Eindruck macht, und er ihre Bekanntschaft wünscht, so ist die Probe ob er hoffen darf diese, daß er sie stark ins Auge faßt, aber nicht eher grüßt, als bis er in einer ziemlichen Entfernung an einer andern Gassenecke ist, damit die Nachbarn es nicht gewahr werden: wird ihm nicht gedankt, so hat er keine Hofnung; allein wenn der Gruß erwiedert wird, so ist es ein gutes Zeichen, und er darf kühn einen Brief wagen. Man bestimmt Zeit und Ort zur Unterredung, und gleichviel, ob der Liebhaber nicht im Stande ist,

sich selbst, vielweniger eine Frau zu ernähren, oder ob er von einem solchen Range ist, daß keine Heirathsgedanken statt finden sollten, so wird ein solches Bettelmädchen doch gleich die naive Frage thun: „wollen Sie mich heirathen?“ Will dieser Vorschlag dem Liebhaber nicht in den Kopf, so werden, mit Zustimmung der Mutter, alle nur mögliche Künste versucht, und oft werden die Liebenden von den Aeltern nebst Zeugen in einer Lage überrascht, die nicht zweydeutig ist. Alsdann bleibt dem Betrogenen die Wahl übrig, eine große Summe Geldes zu zahlen, welche durch die Gesetze bestimmt ist; oder die Ehe, oder die Galeeren.

Sowohl in Rom, als auch in andern Städten Italiens sind einige Kirchen, die vorzüglich vom schönen Geschlechte besucht werden, und daher beständig auch eine Menge Mannspersonen dahin ziehen. Diese hier gehaltenen Messen für die Schönen des Landes sind an Sonn- und Feyertagen immer die lezten, kurz vor Mittag, damit die lieben Geschöpfe Zeit haben, sich zu putzen und die Liebesbriefe zu schreiben, die sie mit ihren Liebhabern in der Kirche umtauschen; denn da dieses der bequemste, ja oft der einzige Ort der Zusammenkunft zweyer Verliebten ist, so unterläßt man nicht, diese Gelegenheit aufs beste zu benutzen. Noch besser und zweckmäßiger für die Liebenden als die

die Messe ist die Benediction, die des Abends in gewissen Kirchen bey dem Scheine vieler Lichter und Lampen ertheilt wird, wo die Gebete kurz und die durch Musik ausgefüllten Pausen lang sind. Zu diesen die Sinne reizenden Dingen kommt noch die kluge Wahl der Segenszeit, die von den schlauen Priestern so geordnet wird, daß man von da gerade nach der Oper, oder zum Polichenello, oder auch zu den Conversazionis gehen kann. Es versteht sich, daß eine so schicklich veranstaltete Musik zu Almosen reizt, wovon die Kosten bestritten werden.

Die außerordentliche Armuth, die in Rom herrscht, hat eine Menge Hospitäler nothwendig gemacht, welche größtentheils reichlich fundirt sind, da ihre Stiftungen durch christliche Mildthätigkeit in vorigen Zeiten gemacht wurden, als die Armuth noch nicht zur Charakteristik der heiligen Stadt gehörte. Unter diesen zeichnet sich besonders ein ungeheures Pilgerhospital aus, das nirgends seines gleichen hat. Hier werden alle katholische Pilger drey Tage lang unterhalten; man wäscht ihnen die Füße den ersten Abend in Gegenwart eines Wundarztes, der sie verbinden muß, wenn sie sich auf ihrer Wanderschaft Schaden gethan haben. Im Jubeljahre kommen bisweilen an einem Tage zehntausend an. Die Tische sind mit Blumen bestreuet, und mit allem Nöthigen

im Ueberflusse versehn; die Reinlichkeit ist dabey so groß, daß jeder Pilger eine reine weiße Serviette bey den Mahlzeiten erhält, woselbst sie von angesehenen Leuten, ja oft von Personen vom ersten Range bedient werden. Die Tafeln sowohl als die Wohnungen der Weiber sind von den Männern ihren abgesondert. Oft haben diese weiblichen Pilger aber sehr weltliche Absichten bey diesen Wanderungen; ich habe deren im Jubeljahre 1775 gesehen, die so artig gekleidet und geputzt waren, als wenn sie zum Ball gehen wollten. Ist ihre Bildung dabey angenehm, so erreichen sie gewiß ihren Zweck. Gewöhnlich machen sie sehr kleine Tagereisen, und betteln allenthalben aus Demuth, daher sie denn auch deswegen nicht gering geschätzt werden. Ich habe unter andern nahe bey Viterbo im Kirchenstaate, eine solche Donna auf der Landstraße angetroffen, die hinter einem Strauche ihre Toilette machte, um mit Anstand in der Stadt zu erscheinen. Einige Stunden nachher sah ich sie zierlich geputzt die Kaffeehäuser besuchen, und Almosen betteln; sie erhielt deren reichlich, allein beym Ausgang aus den Häusern wurde alles an die häufig herumstehenden Armen vertheilt. Indessen hatte sie Aufsehen erregt, und durch ihre Figur gefallen; dieses war hinreichend, ihr die gewünschten Rendezvous zu verschaffen.

Damit es in diesem Hospitale bey der leiblichen Pflege auch nicht an der geistlichen fehle, sind zwölf Priester bestellt, um mit den Pilgern Morgens und Abends zu beten, sie in ihren Pflichten zu unterweisen, und die Sacramente auszutheilen: auch sprechen sie jedesmal das Tischgebet. Die Wohlthat dieser Stiftung erstreckt sich sogar auf die Wiederhergestellten aus allen andern Hospitälern der Stadt, die hier drey Tage lang sehr wohl bewirthet werden. In dem dazu gehörigen Oratorio predigt man den Juden alle Sonnabend. Dieses unglückliche Volk ist gezwungen ihre Kinder dahin zu schicken, deren verzerrte Gesichter bey diesen Controverspredigten ein sonderbares Schauspiel abgeben. Man kann sich den Widerwillen leicht vorstellen, womit sie dieselben anhören, und wie sehr sie gegen alle Beweise bewaffnet sind, die hier eben nicht mit grosser Beredsamkeit vorgetragen werden. Die jährliche Besoldung dieses Judenpredigers ist funfzig römische Scudi, welche wohl nicht schlechter angewandt werden könnten.

Solche unnütze Stiftungeu sind hier in Menge zu finden, die zusammengenommen ungeheure Summen erfodern. Es thut mir leid, daß ich das Collegium de propaganda fide auch darunter zählen muß. Die dazu gehörige kostbare Druckerey, welche die einzige in ihrer Art ist, hat Lettern mit allem Zubehör, um in achtundzwanzig verschiede-

nen Sprachen Bücher zu drucken, worunter sogar die überaus schwere Sanskritta Sprache ist; allein man kann wohl schwerlich behaupten, daß durch dieses außerordentliche Institut weder der römischen Kirche, noch der Religion überhaupt, noch weniger den Wissenschaften irgend ein Dienst wäre geleistet worden. Alles bezieht sich auf einen nutzlosen Prunk, der, wie schon oben gesagt worden ist, hier ganz zu Hause gehört, und dazu dient, den Ignoranten Staub in die Augen zu streuen.

Die Sanskritta hat besonders große Kosten verursacht, ob es gleich nicht wahrscheinlich ist, daß unsere oder die nächste Generation in dieser Sprache zu Rom ein gedrucktes Buch sehen dürfte. Sie hat sechszehn Vokalen, und vierunddreißig Consonanten, und übertrifft sowohl in der Regelmäßigkeit, als auch der grammatikalischen Ordnung, sehr weit die arabische Sprache; ja sie hat deutliche Merkmale, daß sie durch eine Gesellschaft gelehrter Leute auf vernünftige Grundsätze gebaut worden ist, die ihre Regelmäßigkeit und Harmonie, nebst der wundervollen Simplicität und Stärke des Ausdrucks studierten. Es ist schwer zu bestimmen, ob sie zu irgend einer Zeit des Alterthums die gemeine Sprache von Indostan gewesen, oder ob sie von den Braminen erfunden worden ist, um darin ihre Religion und Philosophie aufzubehalten. Alle andre Sprachen

sind

sind zwar zufälligerweise von den Menschen erfunden worden, um ihre Begriffe und Bedürfnisse auszudrücken; allein die bewundernswürdige Bildung der Sanskritta scheint über die Macht des Zufalls zu seyn. Die in dieser sonderbaren Sprache enthaltenen Urkunden bestehen in Nachrichten von den Begebenheiten des westlichen Asiens, die sehr unterschieden sind von allem, was jemals ein Stamm der Araber der Nachwelt überliefert hat. Auch ist es mehr als zu wahrscheinlich, daß die erstern, bey genauer Untersuchung, die Merkmale einer größern Glaubwürdigkeit und eines höhern Alterthums als die leztern zeigen würden. Jedoch ob die Indier eine wahre Geschichte von höherm Alterthum als andere Nationen besitzen, beruht auf dem Ausspruche der Braminen, bis man mit ihren Urkunden besser bekannt seyn wird.

Zu den vielen unnützen Stiftungen in Rom gehört auch ein reiches Seminarium, das blos für Deutsche und Ungarn gestiftet ist, um sie hier an der Quelle in der Theologie und andern geistlichen Uebungen zu unterrichten. Die Anzahl der Studirenden beläuft sich auf einige hundert, und ihre Kleidung ist roth. Da sie hier Rom mehr als ihr Vaterland lieben lernen, und doch nicht bessern, ja vielleicht schlechtern Unterricht erhalten, als in ihrem eigenen Lande, so ist diese Stiftung nicht allein in unsern Tagen überflüßig, sondern auch

schäd-

schädlich, ob sie es gleich im Anfange der Stiftung 1552 vielleicht nicht seyn mochte. Man behauptet, daß dieses Seminarium seit dieser Zeit fünf Churfürsten, dreyzehn Kardinäle, sechs Erzbischöfe, und über neunzig Bischöfe hervorgebracht habe, ohne die andern Prälaten zu rechnen, wie denn auch vor allen Dingen fünf Märtyrer nicht zu vergessen sind *).

*) Nach den öffentlichen Nachrichten ist dieses Seminarium kürzlich auf Josephs Befehl eingegangen.

Ende des vierten Theils.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Archenholz, Johann Wilhelm <<von>>,

England und Italien

Bd.: 4

Carlsruhe (1787)

P.o.germ. 1208-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10117648-8
VD18 80052185